Juli 1947



DER MARIENBOTE

Unser neuer Provinzialoberer



Zum Nachfolger des hochw. P. Johannes Boekenfoehr O.M.J., bisher Provinzial der Oblatenpatres der St. Marienprovinz, und jetzt Generalassistent des Oblatenordens, wurde der hochw. Pater Bernhard Ueberberg O.M.J. ernannt.

Pater Provinzial B. Ueberberg O.M.J. übernahm vor drei Wochen sein neues Amt, und zwar zum zweiten Male. Als unsere St. Marienprovinz im Jahre 1926 gegründet wurde, ward P. B. Ueberberg O.M.J. zu ihrem ersten Provinzialoberen ernannt. Organisierung und Aufbau der neuen Provinz waren sein Werk. Nach Ablauf seiner Amtszeit als Provinzial übernahm P. B. Ueberberg O.M.J. die St. Josephsgemeinde zu Winnipeg, Man., wo er bis 1941 als Pfarrherr wirkte. Dann übersiedelte er nach Grayson, Sask. Sechs Jahre konnte er dort nur als Pfarrer wirken, diese sechs Jahren werden den Graysoner Leuten jedoch unvergeßlich bleiben. Die Graysoner Kirche wurde unter der Leitung unseres neuen Provinzialoberen nicht nur schuldenfrei, sie erhielt auch eine neue Pfeifenorgel und einen neuen Altar mit einem Tabernakel, den der verstorbene Erzbischof Monahan selbst als schönsten Tabernakel und Altar seiner Erzdiözese nannte. Weiter baute Pater B. Ueberberg der Gemeinde ein neues Pfarrhaus, legte ein Kraftwerk an, das Pfarrhaus, Kirche, Halle, Schwesternhaus und Schule mit elektrischem Licht versieht, und verschönerte den großen Kirch- und Schulplatz. Wir können es den Graysonern Leuten wohl nicht verdenken, daß sie ihren bisherigen Pfarrer nur sehr ungern von Grayson gehen sahen.

Wir wünschen unserem neuen Provinzialoberen, dem hochw. Pater Bernhard Ueberberg O.M.J., Gottes reichsten Segen und den Schutz der Unbefleckten zum neuen Amt. Seine wichtigste und verantwortungsvollste Aufgabe wird der Bau des neuen Knabenkollegs in North Battleford sein. Wolle auch dieses Werk ihm gelingen.

Viele unserer Leser werden oft Gelegenheit haben, unseren neuen Provinzialoberen in ihrer Gemeinde zu sehen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 10 Regina, Sask., Juli 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Vom katholischen Priestertum. Die heutigen Dies-und-Das-Seiten unseres Marienboten stehen im Zeichen des katholischen Priestertums. Sie sind als Dankeszeilen an Gott und an jene Oblatenpatres der St. Marienprovinz gemeint, die in diesen Tagen mit goldener und mit silberner Jubiläumskrone geschmückt den Altar des Herrn besteigen, sowie auch als Wegweiser jenen jungen Oblaten, denen sich vor kurzem erst das Heiligtum der Kirche öffnete.

In Southey, Sask., feiert Pater Leo Gabriel O.M.I. am 16. Juli sein goldenes Priesterjubiläum. Der weitbekannte Pater Paul Hilland, Pfarrer der lieben Gemeinde von Little Britain, Man., begeht diesen Sommer sein goldenes Oblatenjubiläum. Die katholische Pfarrgemeinde von Revenue, Sask., feiert am 2. Juli das silberne Priesterjubiläum ihres Pfarrpriesters, Pater Johannes Rheidt O.M.I., die Gemeinde von Denzil, Sask., am 9 Juli das silberne Priesterjubiläum ihres Pfarrgeistlichen, des hochw. Herrn Karl Ackermann O.M.I., und in Battleford wurden vor kurzem ein junger Oblatenpriester, Pater Leopold Seewaldt O.M.I. aus Winnipeg, und sechs Oblatensubdiakone geweiht.

Wo immer von Priesterjubiläen berichtet wird, zählt man gewöhnlich die Werke auf, die der Jubilant im Laufe der Jahre im Namen des mystischen Christus, der katholischen Kirche, vollbringen konnte. Man spricht von den Gotteshäusern, die er gebaut, von den Gemeinden, die er gegründet, von den Schulden, deren Lasten er für seine Gemeinden getragen, von seinen Seelsorgereisen, seinem unermüdlichen Predigen, Belehren, Segnen, Taufen, Lossprechen und Opfern der heiligsten Geheimnisse.

Verdienstvoll sind diese Arbeiten. Verdienstvoll in den Augen Gottes und im dankbaren Gemüte aller jener, die des katholischen Priesters Schaffen und Sorgen wertschätzen.

Wir Priester beurteilen unser Lebenswerk jedoch mit anderen Augen. Nicht das äußere Arbeiten, selbst nicht das Heiligste unseres Wirkens, die Verwaltung und Austeilung der Sakramente Christi, ist uns das Tiefste und Verdienstvollste im katholischen Priestertum. Große Meister sind unsere

Lehrer gewesen, als wir uns im Priesterseminar auf den Dienst des Herrn vorbereiteten. Dieselben Meister begleiten uns unser ganzes Leben hindurch. Sie reden zu uns über unser Priestertum, wann und wo wir nur wollen.

Da ist Gott selbst, der durch die Heiligen Schriften zu uns spricht. Da sind die gottesglühenden Theologen, deren Werke über die Wissenschaft des Ueberirdischen und von der Liebe zum Dreieinigen in langen Jahrhunderten unzählbare Scharen von Priestern erzogen haben. Und da sind auch die Aufzeichnungen der Heiligen, die uns den Priesterweg vorangegangen und uns gezeigt haben, wie man ihn mit strahlender Krone beenden kann.

Alle diese großen Meister, Gott, die Theologen und die Heiligen, haben nur eine Bezeichnung, wenn sie vom Wesen des katholischen Priestertums reden. Sie deuten auf das Allerheiligste in der Kirche Christi, auf das Opfer und das Sakrament des Altars.

Dort ist Christus selbst, dessen Stelle der Priester auf Erden vertritt. Mit Seiner ganzen göttlichen Herrlichkeit ist Er dort, die Ihn seit Seiner Himmelfahrt zur Rechten des ewigen Vaters durchrauscht und umgibt, als Zeichen des ewigen, wundersamen Sieges jener Liebe, die das Neue Testament uns gebracht.

Er ist dort aber auch als Gedächtnis Seines Leidens und Sterbens, bis zum Ende der Zeiten Seinen Tod verkündend.

Das Mitleben mit diesem Christus, der da leidet und stirbt und doch ewig da ist, weil Sein Menschliches im Göttlichen lebt und Seine Liebe anderen, unvergehbaren Welten entstammt, das ist das Wesen des katholischen Priestertums. In geheimnisvoller Weise hat der Gottmensch sich mit Seiner Kirche verbunden. So innig ist diese Vereinigung zwischen Christus und seinem mystischen, sichtbaren Leibe, daß der Priester nicht nur Christus darbringt, wenn er am Altare das große Opfer des Neuen Bundes feiert, aber Christus und sich selbst und alle Gläubigen. Denn sie alle, der Herr, der Priester und die Gläubigen, sind der heute und bis zum letzten Tage der Welt durch ununterbrochenes Sterben und unsterbliches Lieben erlösende Heiland.

Am Priester, dem göttlich eingesetzten Stellvertreter Christi, muß dieses Sterben und unsterbliche Lieben sichtbar werden. An ihm soll die Welt sehen, was mit dem Gedächtnis des Todes und der Auferstehung Jesu gemeint ist. Denn der Priester ist nicht nur zum Opfern der heiligen Geheimnisse bestellt, er ist auch Lehrer und Hirt, der zu diesem Opfer durch das Beispiel seines Lebens führen muß, damit aus allen Augen das Abbild Gottes strahle und allüberall der Name des Herrn verherrlicht werde.

Aus des Priesters Seele.

„So sollten unsere Priester sein. Gut und heilig und ganz sich opfernd wie Christus." Sehr oft hört man dieses Wort, bittend und auch bitter gesprochen. Oefter als die Laien dieses sagen, spricht der Priester aber diese Worte zu sich selbst. Aus sündigendem Geschlecht ist er geboren, herangewachsen unter denselben Menschen und beeinflußt von demselben Volk, dessen Sünden er ununterbrochen im Beichtstuhl lossprechen muß. Frömmigkeit wurde ihm wohl von seinem Volke mit auf den Weg gegeben, als er sich zum Priestertum enschloß, aber keine Heiligkeit. Die muß er sich allein erkämpfen, und es stehen ihm nur wenige dabei helfend zur Seite. Es sind ja nicht viele, die regelmäßig für ihre Priester beten. Es sind ihrer aber sehr viele, die seine Zeit für sich beanspruchen und öfters auch hindernde Steine in den Weg legen.

Auch am Priester kann das Menschliche menschliche Wege gehen. Ursache dazu geben sehr oft die unendlichen irdischen Sorgen, die von der Priesterarbeit einmal nicht zu trennen sind, besonders da nicht, wo der Priester zu gleicher Zeit Finanzverwalter, Baumeister, Organisator oder Lehrer sein muß. Alle Zeit, die der Priester zum Wohl des Volkes dafür benutzen muß, ist ihm von den Stunden der Arbeit an seiner eigenen Seelen- und Geisteskultur abgezogen. Der Priester ist eben nicht Herr seines eigenen Lebens, er ist Diener der Seelsorgearbeit und Opfer der Umstände, die ihn oft dorthin zwingen, wo er am liebsten gar nicht sein möchte.

Die Kirche hat eine Bestimmung, nach der alle Gläubigen viermal im Jahre, an den Quatembertagen, zum Fasten, zum Opferbringen und zum besonderen Beten verpflichtet werden. Es war früher einmal Gebrauch, daß am Sonntag nach den Quatembertagen die Diakone der Kirche zu Priestern geweiht wurden. Das ganze katholische Volk fastete und betete vor diesen Priesterweihtagen, um allen Himmelssegen auf die Neupriester herabzuflehen.

Auch heute noch sind die uns auferlegten Opfer der Quatembertage als Gebet des katholischen Volkes für ihre Priester gemeint. Die Kirche weiß nämlich, wieviel alles letzten Endes doch von oben abhängt und von der Gesinnung, die aus den Tiefen der Herzen steigt, um sich die Güter der Gnade zu holen. Den Priester verpflichtet sie, für sein Volk zu beten und zu opfern, das Volk aber fordert sie auf, seiner Priester im Gebete zu gedenken.

Wer tut dies, und wer tut es nicht?

Unsere Jubilanten. Eigenartige Worte schreiben wir zum Jubelfest unserer vier verdienstvollen Oblatenpriester. Kein Wort sagen wir von ihrem fünfzig- und fünfundzwanzigjährigen Wirken und Schaffen. Dagegen beschreiben wir, wie der Priester sein sollte, und deuten an, wie allzumenschlich wir manchmal sind. Möge man darüber urteilen wie man will. Wir betrachten es als hohe Ehrung unserer Jubilanten, wenn wir dem Volke zeigen, welche Verantwortung seit fünfundzwanzig und seit fünfzig Jahren auf ihren Schultern lastet, wie alles, was sie an Sichtbarem erbaut und geleistet, klein ist im Vergleich zu der großen Christussorge in ihrer Priesterseele. Wie groß diese Sorge ist und wie tief, weiß keiner, der auf seinen Priester schaut. Gott und dem Priester selbst sind diese Dinge nur bekannt.

Gott segne Euch, Ihr lieben Jubilanten. Wir können Euch nicht danken für Eure fünfundzwanzig und für Eure fünfzig Priesterjahre in der Missionsgesellschaft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Daß Ihr vor langen Jahren, als Ihr noch junge Priester ward, von Vater und Mutter Abschied nahmet und mit dem Apostelopfer Euer Priesterwirken begannet, hat man Euch hier auf Erden schon längst vergessen. Daß Ihr jahrzehntelang allein die schweren Sorgen des Priesterlebens und die Verantwortung Eures Wirkens treu getragen, daran denken wenig. Daß Ihr am Ende Eurer Tage auch einsam sein werdet, sorgt nur wenige von uns.

Bei Gott sind diese Opfer jedoch nicht gestrichen. Nur weil Ihr sie willig gebracht und immer noch willig bringt, konnte vielen Menschen die Begnadung, und dem Ewigen von vielen Menschen Verherrlichung kommen. Und das ist verdienstvoll in den Augen des Herrn.

Wir danken Euch für Euer Schaffen als Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Eure Treue, mit der Ihr das Missionskreuz getragen, auch in schweren und schwersten Tagen, hat unaussprechbaren Segen über das Volk gebracht. Ehrenvoll habt Ihr den Namen unserer Genossenschaft verbreitet, wo immer Ihr standet, und was Ihr damit auch für die Liebe zur Unbefleckten getan, der wir Oblaten uns geweiht, erfüllt uns mit Stolz.

Gott segne Euch für alles!

Ihr jungen Oblaten aber, die Ihr erst vor kurzem gesalbt wurdet, macht Euch bereit. Denn nur, wenn Ihr mit jener priesterlichen und apostolischen Selbstlosigkeit Euer Priesterwirken beginnt, mit der unsere Jubilanten vor Jahrzehnten in die Fremde zogen und in der Fremde blieben, als Priester Christi und Oblaten der Jungfrau Maria, kann Euer Wirken der Welt zur Erlösung und dem Herrn zur Ehre werden.

Und du, katholisches Volk, vergiß Deine Priester nicht. Denke dran: **Aus Deinen Mitten kommen jene, die der Herr an Seine Altäre beruft.** Sie kommen, im Strahlenglanz Deiner Tugenden, oder behaftet mit Deinen Sünden. Heute aber kommen nur sehr wenig aus Deinen Häusern und Städten, um sich in den Dienst des Altars zu stellen.

Diese Tatsache ist ernst, ernster, als wir es uns denken.

Wir wollen Priester, und wir wollen Priester, die heilig sind. Gibt Gott uns diese Priester — oder müßten wir sie nicht dem Herrn geben?

Der Schriftleiter.

B—r—o—t—!—

Folgende Gaben sind im Laufe des vergangenen Monats für Deutschlandshilfe eingekommen:

Juni-Marienbote	$3,000.08
Joseph Boder Sr., Reward, Sask.	5.00
Vince Merkowski, Cavell, Sask.	5.00
Rosalia Hauk, Lemsford, Sask.	2.50
Maria A. Stitsen, Busby, Alta.	15.00
Zwei Freunde, Masefield, Sask.	10.00
Mrs. Liberatus Doll, Fairview, Alta. (durch Sammlung während eines Gesellschaftsabends)	27.55
Clemens Volk, Regina, Sask.	20.00
	$3,085.13

Das

katholische Priestertum

. . . in der Welt

Von Jos. Schneider O.M.I.



An den Quatembertagen der 4 Jahreszeiten weiht die Kirche ihre neuen Priester. Sie tut es an diesen Busstagen des Kirchenjahres, wo das ganze christliche Volk betet und fastet um gute Diener des Altares. Sie tut es wie die Apostel in den ersten Zeiten es getan, durch Auflegung der Hände. Unter feierlichem Schweigen legt der Bischof den Diakonen die Hände auf. Dazu kommt dann noch die Darreichung des Kelches und der Hostie auf goldener Patene: "Empfange die Gewalt, Gott das Opfer darzubringen und Messen zu lesen für die Lebenden und Verstorbenen im Namen des Herrn". Die Salbung der Hände mit hl. Oel und die Ausrüstung mit der Gewalt der Sündenvergebung vervollständigen die Zeremonie. Die Neugeweihten geben dann ihren Segen an Eltern und Freunde, die mit Tränen in den Augen an der Kommunionbank darauf warten. Mit ihnen zieht er dann in seine Heimatpfarrei zu seinem ersten feierlichen Hochamt und von dort an seine erste Stelle im Weinberg des Herrn. Er hat ja die hl. Gewalten in erster Linie nicht für sich, sondern für das Heil der Seelen. Er weiss es nur zu gut.

Er weiss auch wozu er seine langjährige Erziehung genossen hat. Erziehung im wahren und besten Sinn des Wortes ist's gewesen. Denn nicht nur umfangreiches Wissen hat er sich angeeignet. In stetem Gebetsverkehr mit Christus und Seinen Heiligen hat er gelernt, wie man ein goldenes Herz und ein zartes Gewissen sich erwirbt. Er hat darin den Antrieb erhalten zu stetigem Streben nach Gott- und Christusähnlichkeit bis zur höchstmöglichen Vollendung. Er weiss, dass er längst nicht fertig damit ist. Dass die Kräfte der Heiligkeit, die wie Saatkörner in seiner Seele schlummern, auf Entwicklung warten. Dass es jahrelange Anstrengungen erfordert mit täglichem Fortschritt, um sie zur vollen Blüte zu entfalten. So wandeln unsere Priester auf der Menschheit Höhen und es lebt in ihnen nur der eine Wunsch, alle Kinder Gottes auf dieselbe Höhe der Bildung und Gottebenbildlichkeit hinauf zu ziehen.

Weiss unser kath. Volk, was es in seinen Priestern hat? Es gibt ihrer 400,000 auf der Welt, ein grosses, weites Heer. Sie sind der Erde Salz und Licht und Sauerteig. Selbst ihre Kleidung zeugt, wie die Kirchtürme in Stadt und Land, vom Reiche Gottes auf Erden. Von seiner Gegenwart unter den Menschen, von seinen Zielen und Idealen, von seiner werbenden Kraft, seinen riesigen Arbeitsleistungen. Ihr blosses Herumwandern unter den Menschen ist ein mächtiges Sursum Corda: Himmelwärts die Herzen! Suchet, was droben ist, nicht was auf Erden! Wir haben auf Erden keine bleibende Stätte sondern suchen die zukünftige!

Unser kath. Volk sieht vielleicht zu sehr die Staubflecken am Priestergewand. Die Fehler und Schwachheiten, die ihren Worten und ihrem Benehmen anhaften; Fehler, deren sich der Priester meist selber wohl bewusst ist und die ihm oft schwer auf die Seele drücken. Es "menschelt" halt, wo Menschen sind, und wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten. Und selbst wenn einige Vertreter des Priesterstandes nicht sind was sie

sein sollten; ja wenn es selbst gelegentlich Fahnenflüchtige oder Verräter unter ihnen geben sollte, wie kann man mit gutem Gewissen den ganzen Stand verdammen? Mit demselben Rechte könnte man das Eheinstitut verwerfen und Aerzte und Advokaten unter Nichtsnutzen und Verworfenen begraben. Es gibt leider Menschen, die Haare auf den Zähnen haben. Das Gebot der Nächstenliebe besteht nicht für sie, und sie haben eine geheime Lust daran, den Priesterstand wie einen alten Lumpen im Gassenschmutz herum zur zerren. Sie halten es für Reformeifer; in Wahrheit ist es Teufelswerk. Denn sie schaden sich gar sehr damit und andern noch viel mehr; denn wenn der Hirten Ansehen und Autorität zerpflückt und untergraben wird, wie kann die Herde stehen? Sind sie sich dessen bewusst? Wissen sie, dass sie dem Bolschewismus in die Hand arbeiten? Wissen sie, dass sie der Sache Gottes einen schlechten Dienst erweisen? Und was würden sie empfinden, wenn ihnen mit gleicher Münze heimgezahlt würde?

Wie schön leuchtet auf dem schwarzen Hintergrund ihres Tuns der Lobgesang grosser Persönlichkeiten aufs kath. Priestertum! Ingeborg Magnussen, die Musikprofessorin, die ihr Beruf durch alle Länder Europas führte, schreibt: "Ich beobachtete die Priester und beobachtete sie genau (sie war eifrige Lutheranerin bis zu ihrem 50. Jahr) und ich habe niemals so viel Selbstzucht und Charaktergrösse auf einem Haufen zusammen gesehen wie auf grossen Priesterversammlungen. Sie kamen mir vor wie unser bester Offizierstand, dem Ehre und Ritterlichkeit wie im Blute lagen!"

Cowper Bran war kein Katholik, aber als Mann von ungeheurem Wissen unermüdlich im Kampf gegen das Triumvirat der Hölle auf Erden: Armut, Dummheit und boshaftes Vorurteil. Er ergeht sich in seinen literarischen Ergüssen im wärmster Bewunderung über die Kirche und ihre Diener. Er vergleicht die kath. Kirche dem Felsen von Gibraltar im brandenden Völker-Meer. "Hält sich der Vatikan, dann hält sich Rom. Stürzt der Vatikan, stürzt Rom und mit Rom die Welt."

Einmal besuchte er im schwarzen Gehrock ein Kloster vom Guten Hirten, von gefährdeten Mädchen bevölkert. Sie hielten ihn für einen Priester und grüssten: "Hallo, Father!" Er fühlte sich überaus stolz dabei; denn "Priester sein", sagt er, "heisst unendlich mehr als Bibelstudent von 5 monatlicher Ausbildung. Ein Priester lässt an Wissen und Bildung die meisten Sterblichen meilenweit hinter sich zurück."

Geradezu feierlich wird er, wenn er vom grossen Missionswerk des Pater Marquette erzählt, dem die dankbare Nachwelt in den Seestaaten Amerika's ein Denkmal errichtet hat. Von reichen und vornehmen Eltern abstammend, war er über den Ozean gezogen und widmete die Blüte seiner Mannesjahre den Indianern südlich von den Grossen Seen. Die Wilden lernten ihn als wahren Gesandten des Grossen Geistes ehren. Sie küssten seine Fusspuren im Schnee und wenn er schlief, stahlen sie sich leise in sein Zelt, um ihren Blick an seinem friedlich schlummernden Antlitz zu weiden.

Sind nicht in der Tat ALLE unsere Missionshelden in Nord und Süd gleich ihm die erhabensten Kulturpioniere? Sie haben die Indianer aus unsagbarer Barbarei und ihre Frauen aus bodenloser Erniedrigung zu den Höhen christlicher Feinheit an Leib und Seele emporgehoben. Die kupferroten Stämme im Norden British Columbias wissen es und küssen noch heute den Priestern die Hand auf dem Zug oder wo immer sie ihm begegnen.

Das Werk der Missionare beschränkt sich aber nicht auf die Neue Welt. Ihr Wirken umfasst den ganzen Erdball. Sie bauen Schulen und Kirchen, und mit den Heilmitteln für leibliche und geistige Not bringen sie die Verfeinerung der Sitten und Gebräuche und vor allem die Rettung von Seelen- und Gewissensqual; in einem Wort, die echte Gepflegtheit, die von oben stammt. Wie ihre Kirche und deren göttlicher Gründer haben sie keine Seligpreisung für Geld und irdischen Erfolg noch für Film- oder Muskelheldentum. Ihr Lob gilt einzig der SITTLICHEN Errungenschaft, d.h. allen, die reinen und demütigen Herzens sind.

Unsere Priester und Missionare sind auch die Verteidiger wahren Christentums in Krisenzeiten. Es gibt immer wieder Zeitabschnitte, wo es dessen überirdische Werte gegen rohe Gewalt verteidigen heisst, manchmal bis auf's Blut. Wir haben gerade solch eine Periode glücklich überstanden, wo flacheste Weltweisheit im Bunde mit dem Staatsungeheuer und dem Drachen mit höllischer Wut gegen das Lamm Gottes auf dem Sionsberg der Kirche angerannt ist. Wo waren die Helden, die sich diesem gewaltigen Sturm entgegen stemmten? Zahllose politische Schmarotzer ohne Rückgrat drehten sich wie eine Wetterfahne, um ein Aemtchen zu erhaschen. Professoren und Richter in grosser Menge beugten vor dem neuen Götzen die Knie wie einst die Rotte unsteter Schmeichler vor Nabuchodonosor. In Bischöfen und Priestern lebte der Geist der 3 Jünglinge im Feuerofen.

3000 ihrer besten landeten im Dachauer Todeslager. Die Nazihenker waren entschlossen sie im tiefsten Bewusstsein ihrer Menschenwürde zu erniedrigen. Sie sollten wissen, dass wer es wagt der Staatsallmacht sich zu widersetzen, vor ihnen weniger gilt als ein Hund oder eine scheussliche Kröte. Zu dem Ende zwang man sie am Eingangstor sich in den Staub zu werfen. Sie mussten zur Baracke hin auf der Erde kriechen. Von einem S.S. Mann mit der Pistole bedroht, durften sie nur die Arme und Ellbogen dazu benutzen. Die Hälfte von ihnen bezahlten die unmenschliche

Priesterberuf

Von Phil. Funke O.M.I.

Lieber Leser, lies diese Erzählung nicht zum Zeitvertreib, sondern in stiller Stunde, wenn es dir einmal bitter Ernst ist um deinen Glauben.



Still kniet der Jüngling in der Kirche. Er hat soeben die heilige Kommunion empfangen, und denkt dankbar an die Güte seines Heilandes. Er fühlt das Verlangen, dem Heiland ganz anzugehören, einmal Sein Priester zu sein. Es kommt wie ein Traum über ihn, und er sieht seinen Heiland vor sich stehen, der ihn mit gütigem Blicke anschaut. Freudig geht er auf Ihn zu und spricht:

"Heiland, ich will Dir nachfolgen. Ich will Dein Priester sein."

Der Heiland antwortet ihm nicht, sondern nimmt seine Hand, führt ihn hinaus, und zeigt ihm Zukunfts-Bilder.



Erstes Bild

Der Jüngling sieht sich als Neugeweihter Priester am Altare stehen. Zum ersten Male bringt er Christi Opfer am Altare dar. Dann wendet er sich, und gibt die heilige Kommunion seinem lieben Vater, seiner geliebten Mutter, die ehrfürchtig zu ihm aufschauen. Nach der Feier legt er ihnen die gesalbten Priesterhände auf das Haupt. Nach ihnen kommt die ganze Gemeinde, all seine Freunde und Verwandten, und empfangen den Segen des Primizianten. Und wie der Jüngling so hinschaut in Freude und Glück, hört er die Worte seines Heilandes:

"Kind, willst du mir nachfolgen?"

Mit strahlenden Augen antwortet der Jüngling:

"Ja, Heiland, ich will Dein Priester sein."



Schweigend führt der Heiland ihn weiter, und zeigt ihm ein

Zweites Bild

Der Jüngling sieht sich als Pfarrer in Mitten seiner Gemeinde. Er sieht die Kinder, die er durch die Taufe zu Kindern Gottes gemacht hat, denen er jetzt im Religions-Unterricht die Geheimnisse des Glaubens erklärt, ihnen spricht von der Liebe ihres Heilandes, und wie sie brav und treu sein müssen um Seineswillen. Er sieht sich im Beichtstuhle, wie er mit heiligen Worten Gottes Verzeihung und Christi Erbarmen ausspricht über die armen Sünder. Er hört das innige "Danke, Vater" aus manchem gebrochenen Sünderherzen, dem er neuen Mut, neuen Trost gegeben auf ihrem schweren Leidensweg. Dann sieht er sich am Altare stehen, die Augen der ganzen Gemeinde auf sich gerichtet, wie er ihnen Gottes Wort und Wahrheit in Gottes Namen verkündet. Er sieht sich am Sterbebette armer, gebrochener Menschenkinder, denen er durch sein Priesterwort Sterbeglück und Himmelshoffnung wiedergibt. Dann hört er wieder die Worte des Heilandes:

"Kind, willst du mir nachfolgen?"

Und freudig antwortet der Jüngling:

Behandlung mit dem Leben. Die andern, in furchtbarster Erniedrigung dahin schmachtend, opferten ihre Liebesgaben für die Kranken, ihr Blut für die Rettung der Fiebernden, ihre Nachtruhe im Dienste der Sterbenden. Sie gaben ihr Leben für Familienväter, deren Stelle sie freiwillig einnahmen bei tödlich ärztlichen Experimenten. Solche Liebe erweichte verhärteten Kommunisten und Rotspanienkämpfern das Herz.

Dennoch, was ist dieser Heldenmut, sozusagen auf sinkendem Schiff, im Vergleich zu der Unsumme täglicher Opfer, die das kath. Priestertum auf sich nimmt, am Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl der Grosstädte, auf Lehrstühlen und an Krankenbetten. In allen Pfarreien des Erdkreises besteht die dauernde Notwendigkeit geistlicher Wegweisung, sittlicher Belehrung und Anspornung, überirdischer Tröstung und Stärkung, unablässiger Reform. Und all das wird tagtäglich gegeben von Heerscharen berufsfreudiger Priester vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang.

Und solche Helden sollte man verdammen wegen Unvollkommenheiten und gelegentlicher Missgriffe? Wer wollte die Sonne vom Firmament verbannen wegen der öfters wiederkehrenden Flecken auf ihrem Feuerangesicht? Sie sind die Ursache von Hitzwellen und Trockenjahren und verursachen dem Farmer nicht wenig Schaden. Trotz allem bleibt sie das Leben und die Freude der Erde.

Das kath. Priestertum ist und bleibt der Hauptkulturträger und -förderer in der Weltgeschichte. Unserer Zeit natürlich, die sich diesseitstrunken auf rein irdischen Fortschritt eingestellt hat, weiss das nicht zu schätzen. Erd-

Schluss auf Seite 22

"Ja, Herr, ich will Dein Priester sein."

★

Weiter führt ihn der Heiland, und zeigt ihm ein

Drittes Bild

Er sieht sich im vollen Mannesalter. Er hat viel getan für die Kirche Gottes. Er sieht vor sich die Kirchen die er gebaut hat, die Pfarreien, welche durch ihn errichtet oder in Freude verwaltet worden sind. Geehrt, geachtet von allen steht er da, geliebt von der christlichen Gemeinde, wie nur ein Priester Gottes geliebt werden kann. Sein Herz schwillt über vor Freude und heiligem Stolz, Priester sein zu dürfen. Und wieder hört er die Stimme des Heilandes:

"Freund, willst du Mir nachfolgen?" Aus vollem Herzen antwortet der Jüngling:

"Ja, Heiland, ich will Dein Priester sein."

★

Schweigend fasst der Heiland die Hand des Jünglings, er fasst sie fest und ernst, und Er zeigt ihm ein

Viertes Bild

Er sieht sich, schon älter werdend. Aber nicht mehr geliebt, wie nur ein Priester geliebt werden kann, sondern gehasst, wie nur ein Priester gehasst werden kann. Der ganze Hohn und Spott der ungläubigen Welt wendet sich gegen ihn. Man verdächtigt ihn, man verleumdet ihn, man zieht seine Priesterwürde, alles was ihm lieb und heilig ist, in den Kot, man hetzt gegen ihn, auch in seiner eigenen Gemeinde, bei Denen, für die er sein ganzes Leben geopfert hat. Die Seelen der Kinder, die er so sehr geliebt, verführt man, vergiftet sie und hetzt sie gegen ihren Vater. Hilflos steht er da, und sieht sein Lebenswerk durch Teufelskunst vernichtet.

Wieder hört er die leisen Worte des Heilandes:

"Kind, willst du mein Priester sein?"

Der Jüngling denkt daran, was Sein Heiland durchgemacht hatte auf Erden, und sagt mit zitterndem Herzen:

"Ja, Heiland, ich will Dir nachfolgen."

★

Ein

Fünftes Bild

zeigt ihm der Heiland.

Er sieht sich, als alter, müder Priester. Er kann nicht mehr arbeiten. Seine Kraft, sein Mut



Heilige Weihen—der Bischof spricht im Namen der Kirche zu den Weihkandidaten. Zum heiligen Leben spornt er sie an und warnt sie, lieber jetzt noch zurückzutreten, als mit unheiligem Willen dem heiligen Weihsakramente und seinen hohen Verpflichtungen sich zu nahen.



Die Händeauflegung des Bischofs bei der Priesterweihe.

ist gebrochen. Alles hat er gegeben um der Seelen, um der Kirche willen, nichts hat er für sich gehalten, er steht da mit nichts in den Händen. Er fühlt die Seeleneinsamkeit des Priesterstandes. Vater und Mutter hatte er stumm die Augen zugedrückt, als sie weggingen von ihm, in die Ewigkeit. Und niemand war da, sie zu ersetzen. Kein Wesen, das er sein Eigen nennen könnte, dem er sein Leid klagen, das er in trüber Stunde an sein Herz drücken könnte, um doch einen irdischen Trost zu haben in seiner Verlassenheit. Er fühlt die Begeisterung, die Freude an seiner Arbeit nicht mehr, die ihn so lange aufrecht gehalten hatte; das alternde Herz sucht nach menschlicher Liebe, die ihm nicht werden kann; vor ihm steht nur die kalte Pflicht, und das mühsame, freudenlose Schleppen der Standes-Last.

Und wieder hört der Jüngling die Frage des Heilandes:

"Willst du auch jetzt noch mein Priester sein?"

Lange schaut er in die treuen Augen seines Heilandes. Er hört was er so oft gehört hat, aber erst jetzt versteht: Wer Vater und Mutter—und alles verlassen hat, um Meinetwillen —und zagend, aber voll Vertrauen, antwortet er:

"Ja, Heiland, ich will Dein Priester sein."

★

Ein

Sechstes Bild

zeigt ihm der Heiland, das letzte.

Er sieht sich als alten, gebrochenen Greis. Er kann nicht mehr arbeiten, fast kann er nicht mehr beten, er kann nur noch leiden. Gebrochen an Leib und Seele, schleppt er sich dahin, Schritt für Schritt, gebeugt unter der Last des Lebens. Und da sieht er, wie ein neues, schweres Kreuz auf seine müden Schultern geladen wird: Die Sünden aller seiner Pfarrkinder, für die er vor Gott verantwortlich war durch sein ganzes Priesterleben, sind auf ihn geladen, mehr und immer mehr, bis er zusammenbricht unter dem schweren Kreuz. Mühsam rafft er sich auf, es muss ja weiter, bis zum bitteren Ende. Der Jüngling sieht, wie er da an den Fuss des Kalvarienberges kommt, wie seine Kraft zu Ende geht, und aus seinem eigenen Munde hört er die schrecklichen Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?. Und die leisen Worte des Heilandes:

"Kind, willst du auch jetzt noch mein Priester sein?"

Aus dem Munde des armen Kindes kommen die Worte:

"Nein, Heiland, es ist zuviel, ich kann nicht."

Und er hört die Antwort des Heilandes:

"Schaue noch einmal hin auf das Bild."

★

Der Jüngling sieht wieder, wie er da unter dem Kreuze liegt. Er sieht das arme, gebrochene Priestergesicht, in Todesangst hinaufblickend zu dem schweren Kalvarienberg. Aber wie er näher hinschaut, sieht er, wie das Gesicht sich langsam verändert. Es sind nicht mehr seine Züge, die er da sieht, sondern die Züge des sterbenden Heilandes am Kreuze, mit Seinem blutigen Schweisse und Seiner Dornenkrone. Weinend wirft er sich an die Brust seines Heilandes.

"Kind, willst du mein Priester sein?"

"Heiland, nicht wie ich will, sondern wie Du willst."

Fest drückt ihn der Heiland an Sein Erlöserherz und spricht:

"Kind, folge mir nach."

Die Uhr

(Inschrift auf dem Uhrenzifferblatt der St. Annakirche in Muenchen)

Der Uhrenzeiger macht die Runde.
Zeigt jedem seine Sterbestunde.
Er dreht sich, geht und steht nicht still,
Auch wenn es einer hindern will.

Doch wehe, wer es wollte wagen,
Ihn mit Gewalt zurueckzuschlagen.
Er bliebe dann wohl ploetzlich stehen,
Und er muesst dann zugrunde gehen.

Drum lern verstehn die Uhrensprache,
Sie zeigt dir klar auch deine Sache.
Und lehrt dich, wie so rasch die Zeit
Hinabrollt in die Ewigkeit.

O gluecklich Du, wenn nicht vergebens
Die Stundenuhr schlug deines Lebens.
Dann kuendet dir ihr letzter Schlag,
Nur einen neuen, schoen'ren Tag.

Wer die Mahnung liebt, der liebt auch die Erkenntnis. Doch wer die Ruege hasst, der ist ein Tor.

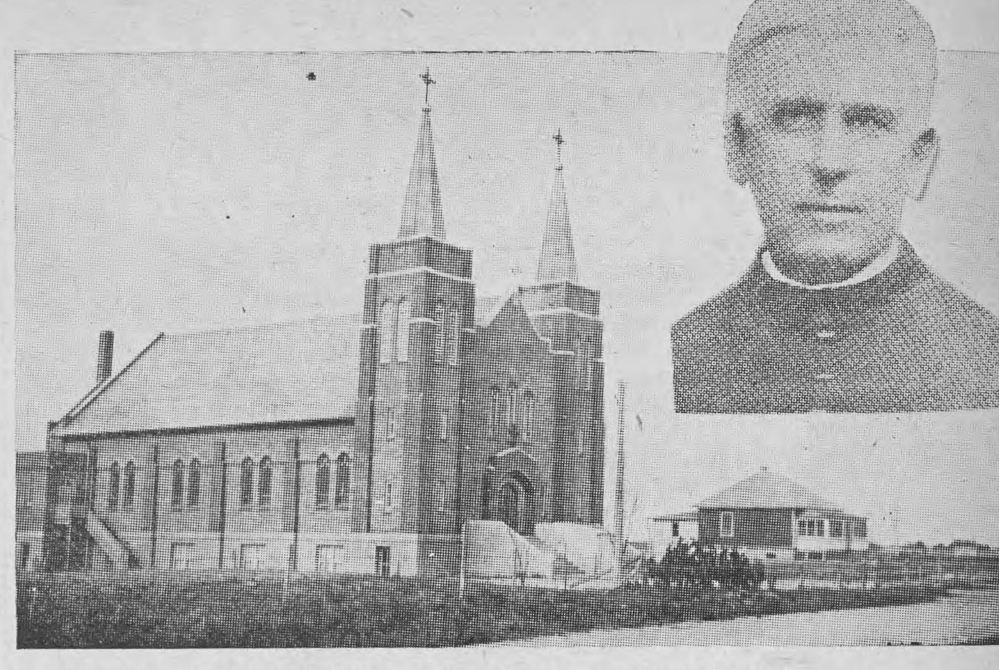
—Bibel.

Wer im Reden weise ist, bringt sich vorwaerts. Auch den Grossen gefaellt der kluge Mann.

—Bibel.

Goldenes Priesterjubilaeum

Von Ph. Funke O.M.I.



Pater Leo Gabriel O.M.I. und die schöne, von ihm erbaute Kirche von Southey, Sask.

Diese Gedanken sind zwei Jubilaren gewidmet. Pater Leo Gabriel feiert sein goldenes Priesterjubiläum diesen Monat, Pater Paul Hilland sein goldenes Ordensjubiläum. Beiden, liebe alte Freunde sind es ja, möchte ich etwas besonderes sagen heute.

Es gibt viele Christusbilder in der Kirche Gottes. Mächtige Kreuze, von Stein oder Metal, reich ausgeschmückt oder bemalt, wie sie am Kircheneingang, in Mitte des Friedhofes prangen, oder sogar vom Gewölbe der Kathedralen vor dem Heiligtum herabhängen. Dann wieder kleine, geschnitzte Kruzifixe unserer demütigen Landkirchen, oder im katholischen Hause im Herrgottswinkel, mit mehr Frömmigkeit als Kunst, oft als Massenware hergestellt und mit allen möglichen Farben überstrichen. Dann klassische, stilgerechte, liturgische Kruzifixe in Klöstern und Abteien, durch Formvollendung alle Gemütlichkeit verscheuchend.

Ja es gibt in der Kirche Gottes viele Christusbilder. Das liebste ist mir aber das alte, verwitterte, holzgeschnitzte "Marterle", wie wir es im katholischen Bayern, im Rheinland und anderswo am "Kreuzweg" finden, wie es sich manchmal in den Marienboten verirrt und in der "Leidensnummer" dieses Jahres als Titelbild uns anschaut.

* * *

"Christusbilder" sind auch die Priester der heiligen Kirche, und auch da gibt es viele Arten und Abarten, je nach dem Material und der Künstlerhand, die sie geschaffen. Der Christ nimmt aber den Hut ab vor jedem, denn er sieht in jedem Christusbild den Heiland, der für uns gestorben ist.

Wenn aber dann so ein Priesterjubiläum kommt, denkt das katholische Volk nicht an die Kunstbilder der Kathedrale, nicht an das Kreuz in Haus oder Kloster. Es denkt an die "Marterle" der Kreuzwege im alten Europa. Alt, verwittert, ehrwürdig, aus hartem Holz geschnitzt, aber von Künstlerhand, nicht sich selbst predigend, nicht Reichtum oder Kunst zeigend, sondern nur den sterbenden Heiland.

Zwei Jubilare feiern wir diesen Monat: zwei Christusbilder, von Gottes Künstlerhand geschnitzt, wenn auch von verschiedenem Holze: derselbe Christus, aber in verschiedener Gestalt.

Und jetzt, lieber alter Pater Gabriel und lieber Pater Hilland, seid mir nicht böse, wenn ich den Leuten verrate, aus was für Holz der Herrgottskünstler Euch geschnitzt hat.

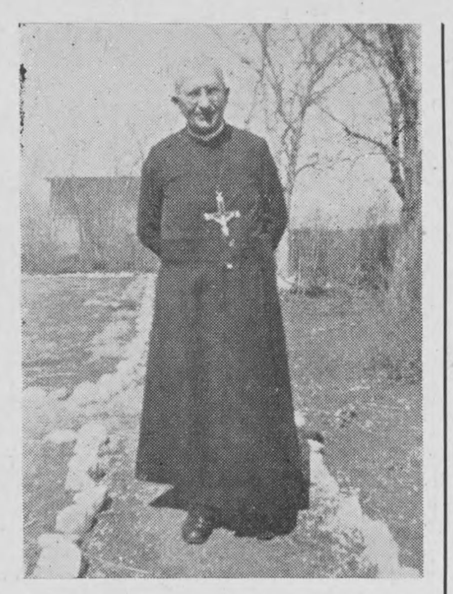
* * *

Pater Gabriel O.M.I., fünfzig Jahre Priester. Im alten Elsass ist der Eichenbaum gewachsen, aus dem der Herrgott dieses Christusbild geschnitzt hat. Der Elsässer sagt ja nur einmal im Leben "Ja", und einmal "Nein", und dabei bleibt's fürs Leben. "Ja" sagte Pater Gabriel, als er sich bei seinen Ordensgelübden, bei seiner Priesterweihe ein für allemal Gott schenkte, zum Dienst der Kirche und zur Rettung der Seelen. Dieses "Ja" führte ihn als jungen Priester nach Ceylon, in die schwerste und verlassenste Mission unter den Eingeborenen, wo er zehn schwere Jahre arbeitete, betete und litt. Dieses "Ja" brachte ihn nach Canada in den Pionierjahren unserer Einwanderung, arm mit den Armen, einsam wit den Einsamen, seiner einmal anvertrauten Herde getreu, bis er in vierzigjähriger schwerer Arbeit die Pfarrei aufgebaut hatte, in der er heute sein Jubiläum feiert: Southey, mit seiner herrlichen Kirche, dem schönen Pfarrhause und einer Pfarrei, die zu ihm aufschaut als zu ihrem Gründer und Vater. Viele Christusbilder hat unser Pater Gabriel, der ja gerne in der

freien Zeit mit Pinsel und Farbe arbeitet, gemalt, aber das beste Christusbild hat er in sich selbst gezeichnet, und ehrfurchtsvoll schauen seine Leute zu "ihrem" Christus auf.

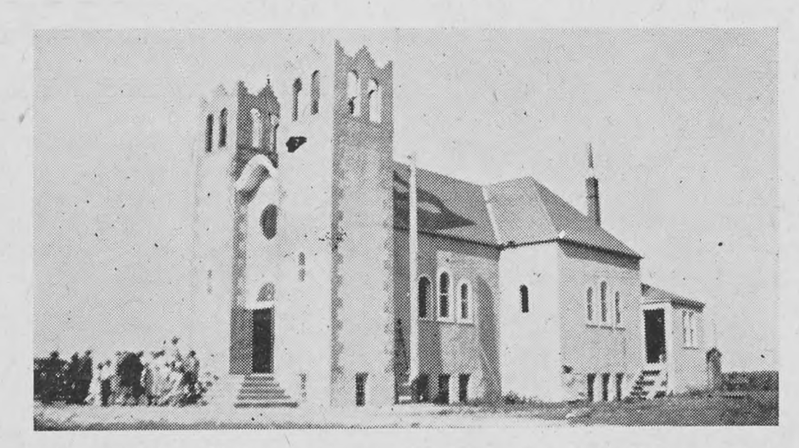
Dass Pater Gabriel auch einmal "Nein" gesagt hat, und dieses "Nein" durch sein ganzes Leben gegangen ist, wissen seine besten Freunde: ein "Nein" allem Unedlen und Gemeinem, allem Lieblosen und Falschen, ein "Nein" das sein ganzes Wesen durchdrang, und ihm den eigenartigen Charakterzug gibt, den wir alle an ihm bewundern.

* * *



Pater Paul Hilland O.M.I.

Pater Paul Hilland O.M.I. feiert sein goldenes Ordensjubiläum als Oblate. Um Pater Hilland zu verstehen, muss man an die Mosel gehen, wo seine Wiege stand. Wenn man da aus dem mächtigen Rheintal kommt und die Mosel zum ersten Male sieht, denkt man, es sei grade ein kleines Bächlein, dass nicht viel zu bedeuten habe. Die Mosel will auch gar nicht so gross sein wie der Rhein, still und bescheiden fliesst sie duch ihr kleines Moseltal, aber was der grosse Rhein hat an Majestät und stolzer Kraft, will die Mosel ersetzen an Lieblichkeit und Freundlichkeit. Man muss im Frühling das Moseltal hinauffahren, um seine ganze Schönheit zu bewundern: keine grossen Berge, mächtige Stromschnellen, reissende Wasser; nein, alles ist still, freundlich und anziehend; man fühlt sich zuhause und möchte gar nicht mehr weggehen, so lieb ist alles. Und wie der Fluss, die Hügel, so die Menschen. Es ist ja noch katholischer Ur-Boden, wo man noch singt, betet, und so von Herzen glücklich ist. Hier haben wir Pater Hilland: ein echtes Moselkind, das mit seinem grossen Herzen sein eigenes Reich aufbaut, wo alle gerne hinkommen und sich zuhausefühlen. Was ich sage, verstehen alle die Pfarrkinder, welche in den langen Jahren beim guten Pater Hilland aufgewachsen sind: in St. Joseph, Winnipeg, wo er so lange Jahre mit seinen Pfarrkindern die Armut, Sorgen und Leiden der Anfangjahre und besonders der Depressionszeiten geteilt hat und allen Familien ein wahrer Vater geworden ist; in Regina, wo er den Grund gelegt hat zu der neuen St. Marienkirche im Mittelpunkte der Pfarrei; und zuletzt in seinem kleinen Ruheplätzchen in Little Britain; wo immer Pater Hilland gearbeitet hat, denkt man seiner mit Freude und Dankbarkeit, und das ist das schönste Monument, das ein Priester sich hier auf Erden errichten kann. Wenn aber alle Pater Hilland vergessen sollten, seine Kinder, besonders seine Buben, werden ihn nie vergessen. Tausende von Schulkindern, für deren katholische Erziehung er gesorgt hat, und die an seiner liebenden Vaterhand aufgewachsen sind.



Das von Pater Hilland erbaute Kirchlein von Little Britain, Man.

Pater Gabriel, Pater Hilland: verschieden in Abstammung, Charakter und Geistergaben, aber beide, wie oben gesagt, alte, ehrwürdige Christusbilder, zu denen hoffentlich das katholische Volk noch lange in Liebe und Ehrfurcht aufblicken kann —"ad multos annos". Gott segne Euch!

Welcher Stamm ist wohl geachtet? Der den Herrn fuerchtet.

—Bibel.

Ein Unrecht ist's, den Armen zu verachten. Dem Suender Ehre zu erweisen, geziemt sich nicht.

—Bibel.

Im Silberkranz

Wie "Marterle" sind unsere alten Priester, schreibt Pater Ph. Funke O.M.I. so prächtig in seinem Artikel über unsere goldenen Priesterjubilanten. Aus gutem Holz, verwittert, mit liebem, vertrauensweckenden Christusantlitz.

Verschiedenes Holz gebraucht der Herrgott, wenn Er sich Seine Priester schnitzt. Den einen gibt Er hartes Zeug, damit sie hinaus können in die Winde und die Wetter, um Kreuze aufzubauen, die da stehen wie die Eichen und die Türme, anderen gibt Er die Liebe zur Studierstube, auf dass durch sie den Mitbrüdern und den Gläubigen ununterbrochen das Licht dessen zufliesse, den wir Priester auf den Kanzeln predigen.

Neben unseren zwei Priesterjubilanten im goldenen Kranze stehen zwei Oblatenpriester, die im Laufe dieses Monats ihr silbernes Priesterjubiläum begehen werden. Es sind das Pater Karl Ackerman O.M.I. aus Denzil, Sask., und Pater Johannes Rheidt aus Revenue, Sask. Beiden ist die Studierstube zur lieben Heimat geworden. In stiller Arbeit werken sie dort für Christus und Volk. Was sie als Lehrer in den Geistern vieler Männer erbaut, die heute Priester sind, geniessen wir heute. Jedem Priester, der Kirchen gebaut, bleibt auf lange Zeiten Dank im Herzen der Gläubigen. Weniger dankbar ist — wenn wir menschlich sprechen wollten — die schwere Arbeit an der Erziehung junger Männer zum Priestertum. Beide unsere silbernen Priesterjubilanten haben diese Arbeit getan, und die Früchte ihrer Tätigkeit sind schön. Verborgen sind sie wohl vor den Augen der Menschen. Wir kümmern uns ja doch gewöhnlich so wenig um die Opfer, die von Eltern und Lehrern gebracht werden mussten, bis unsere Priester so weit waren, dass sie unsere Altäre ersteigen konnten. Wer frägt nach Vater und Mutter des Priesters? Und wer frägt nach seinen Lehrern? Ausser Gott wohl nur noch hie und da die priesterlichen Mitbrüder. Sonst aber fast niemand. Und doch ist gerade diese Lehrerarbeit des Priesters eine der schönsten Aufgaben, die ihm aufgelegt werden können.

* * *

Pater Karl Ackermann O.M.I. kommt aus der Fuldaer Gegend Deutschlands.

Bevor er Priester werden konnte, musste er als Soldat in den 1914--1918 Krieg. Nach seiner Priesterweihe sandten ihn seine Oberen nach Obermedlingen, wo die deutschen Oblatenpatres eines ihrer kleinen Priesterseminare haben. Pater Ackermann lehrte dort Latein, Griechisch und Hebräisch. Dann zog es ihn in die Missionen. Man sandte ihn nach Südwest-Afrika, wo Pater Ackermann jedoch nur einige Jahre blieb. Eine schwere Darmoperation zerrütterte seine Gesundheit dermassen, dass die Ordensoberen ihn auf Anraten der Aerzte sofort in ein Land mit anderem Klima sandten.

Pater Ackermann kam nach Canada. Auf seiner Reise von Afrika nach Canada konnte er

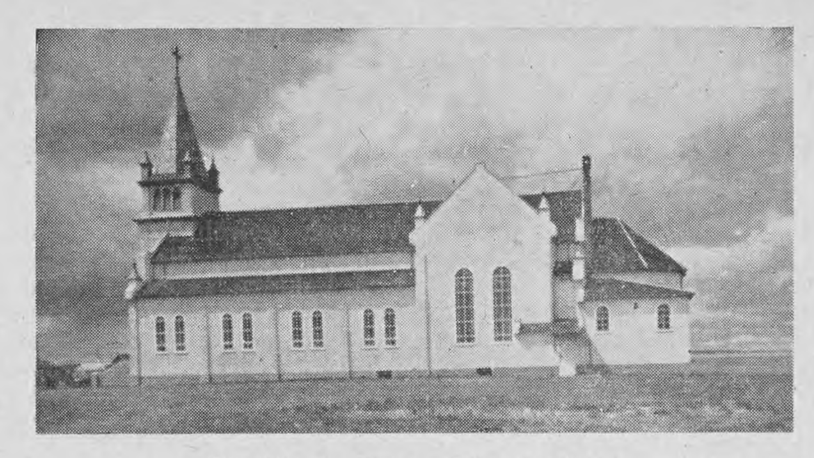
Jubilant



P. Karl Ackermann O.M.I.

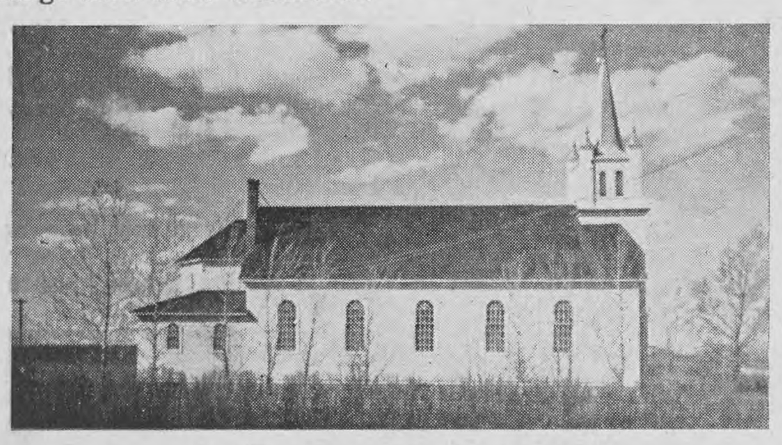
nicht einmal in Europa halten, um seine Familienangehörigen zu besuchen. Seine Gesundheit verlangte, dass er sofort weiter fahre.

Als Pater Ackermann bei uns ankam, wurde er nach Battleford geschickt, wo er lange Jahre in unserem Priesterseminar Moraltheologie und Kirchengeschichte dozierte. Von Battleford ging Pater Ackermann nach Prelate. Drei Jahre lang wirkte er dort als Pfarrer, um dann wieder nach Battleford zurückzugehen und seine Lehrerarbeit von neuem aufzunehmen.



Die Pfarrkirche von Denzil, Sask.

Lange hielt seine Gesundheit dieser anstrengenden Arbeit jedoch nicht stand. Bald musste Pater Ackermann sich wieder zurückziehen. Er übernahm die grosse Gemeinde von Denzil, Sask., wo er heute noch wirkt, und wo er im Kreise seiner Gemeinde am 9. Juli sein silbernes Dankesfest begehen wird.



Die Kirche von Revenue, Sask.

* * *

Pater Johannes Rheidt O.M.I. stammt aus dem sonnigen Rheinland. Auch er musste als Soldat in den Krieg, bevor er sich dem theologischen Studium widmen konnte. Eine schwere Verwundung brachte ihn bald in die Heimat zurück. Die Uniform konnte er jedoch noch nicht ausziehen. Man behielt ihn als Unteroffizier in der Etappe. Bevor Pater Rheidt sich an die Erziehungsarbeit von Knaben machen konnte, die Priester werden wollten, musste er Rekruten ausbilden. Und er tat es gut und mit Schwung, wie uns erzählt wird.

Nach seiner Priesterweihe wurde Pater Rheidt nach St. Karl in Holland geschickt. Dort, im grössten der deutschen kleinen Oblatenpriesterseminare, lehrte Pater Rheidt moderne Sprachen. Patres, die durch seine Schule gingen und heute hier in Canada sind, sprechen mit Hochachtung von Pater Rheidts Lehrerarbeit. Er kannte seine Fächer, und er verlangte, dass auch seine Schüler darin es zu etwas brächten.

In der deutschen Mission von Brüssel, Belgien, arbeitete Pater Rheidt längere Zeit als Missionar, getreu der Oblatentradition: Den Armen das Evangelium zu predigen, bin ich ge-



Pater Johannes Rheidt O.M.I.

Der Schmuggler

Eine Vogtländische Dorfgeschichte

Von Richard Merkel

I

Das war wieder die alte Zöberner Strasse. Das war wieder die freie Höhe, von der nach rechts und links dem Wanderer ein lieblicher Blick auf die bewaldeten Berggruppen des oberen Vogtlandes sich erschliesst. Der Mann, der von der anmutigen Station Pirk drunten im Feilabachtal heraufgeschritten kam, hielt einen Augenblick in seiner Wanderung inne. Er konnte nicht achtlos vorüber an all' den lieben Stätten schöner Erinnerungen. Das war wieder die alte Strasse, die er so oft hinab- und hinaufgezogen als Knabe, da er Pilze und Beeren hinübergetragen nach Plauen, oder dann, als er nach Pirk hinabschritt, um als Pionier in Dresden einzutreffen.

Und heute ging er denselben Weg, den Reservistenstock lustig in der Rechten schwingend und das Lied vom Reservemann aus voller Kehle singend. Noch schmückte ihn die grüne Uniform mit den Unteroffizierstressen.

Dort grüssten wie alte Bekannte die freundlichen Dörfer aus dem Dunkel des Waldes; dort winkten ihm die heimischen Berge "Grüss Gott, Landsmann!", die Ruderitzberge und der Platten, und zur Linken die Troschenreuther Höhe, bis hinauf zur bayrischen Grenze.

Es war schon recht herbstlich. Auf den nahen Feldern hockte mürrisch eine Schar Krähen beisammen, und die nächsten hüpften schwerfällig und misstrauisch zur Seite, als der Wanderer nahte. Vom Grunde des Schafbachs herauf glaubte er den langgezogenen Schrei einiger Wildenten zu vernehmen. In den alten Vogelbeerbäumen seitwärts vom Wege sassen in Scharen die Zeumer und andere Drosseln und hielten ihre Mahlzeit. Ein Stück Weges begleitete den Wanderer ein Haubenlerchenpaar, das in zierlichen Bewegungen die Strasse fast neben ihm her entlang flog und Futter suchte. Das war alles wie in der Jugendzeit, wo er mit frohem Kindesauge so oft das anziehende Treiben der heimischen Vögel betrachtet hatte. Das alles waren Eindrücke, die er in der Fremde sehnsüchtigen Herzens immer aufs neue in sich erweckt hatte und die nun wieder unmittelbar auf ihn wirkten und mit ihrem Zauber ihn erfüllten.

Aber noch etwas anderes war es, das ihn jetzt nach der Heimat zog. Während des letzten Urlaubs hatte er seine alte Spielgefährtin, die Steinerts Rosel, wiedergesehen. Sie war mehrere Jahre auswärts, zu Gera, in vornehmem Hause in Stellung gewesen. Vor kurzem erst war sie heimgekehrt, um ihren alten Eltern in der Wirtschaft zu helfen. War das ein Mädel geworden! So hübsch von Ansehen, mit ihrem frischen Gesicht und den dunklen Augen und den braunen Haarflechten, die sie wie einen Kranz um den Kopf geschlungen trug. Dabei hatte sie ein so vornehmes Wesen, das ganz zu ihrer Erscheinung passte| Man merkte es ihr an, dass sie viel von städtischer Gesittung und Bildung in sich aufgenommen hatte, ohne dabei an Natürlichkeit zu verlieren. Nichts von Geziertheit oder ungeschickter Nachahmungssucht war an ihr zu bemerken; was sie gesehen und gehört, das war ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Man merkte auch ihrem Sprechen kaum mehr die Mundart an, höchstens im Verkehr mit ihren Eltern. Dabei wusste sie sich gewandt und gefällig auszudrücken.

---

sandt. Auch als Stadtkaplan in der deutschen Stadt Offenbach wirkte er mit grossem Erfolg.

Nach Canada kam Pater Rheidt im Jahre 1939, kurz vor Ausbruch des letzten unglückseligen Krieges. Nach kurzem Aufenthalt in Winnipeg begab Pater Rheidt sich bald in die St. Josephskolonie, wo er die Pfarrei von Luseland übernahm. Seinen Pfarrkindern der Mission St. Franziskus hinterliess er ein wunderliebes Kirchlein, das von Pater Rheidts Geschmack und kirchlichem Sinne zeugt.

Dann zog Pater Rheidt um. Seine Oberen übergaben ihm die Gemeinde von Revenue, Sask. Dort wirkt er heute, und dort wird er am 2. Juli in Gegenwart des HH. Herrn Bischofs von Saskatoon und vieler Mitbrüder sein silbernes Priesterjubiläum feiern.

* * *

Wir sind stolz auf unsere zwei Silberjubilanten. Beide sind sie Männer des Wissens, beide haben sie jahrelang an der Erziehung von Priestern wirken können, beide haben sie die echteste aller Oblatenarbeit leisten müssen: Pater Ackermann in der Negermission Afrikas, Pater Rheidt als Oblatenvolksmissionar in Europa, und beide sind sie heute noch Männer des Studiums, deren Können von ihren Mitbrüdern hoch anerkannt ist.

Möge Gott mit unseren zwei Silberjubilanten sein, auf dass sie uns noch recht lange erhalten bleiben. Priester Gottes sind sie und Oblatenmissionare, die ihre Tüchtigkeit im Dienste der Unbefleckten Jungfrau bewiesen haben.

Gottes Segen Euch, Ihr lieben Brüder, und alles Gute und Beste.

Darum war sie aufgefallen, als sie einmal den Tanzboden wieder besucht hatte; aber die Burschen und ihre alten Freundinnen hielten sich fern.

Nur einer hatte an ihr Gefallen gefunden. Das war der Helfert Fried, der reiche Müllerssohn vom Nachbardorf. Sie hatte ihn lange nicht gesehen. Er war inzwischen sehr lang geworden, der grösste unter den jungen Leuten, aber auch etwas unbeholfen. Als er vor dem zierlichen Mädel stand, wurde er vollends verlegen. Sie sah so fein aus, so vornehm — da musste er auch fein sein, wie er's drüben im Oelsitzer Schützenhaus gelernt hatte. Da musste er "Sie" sagen. Das war kein "Maadel," sondern ein "Fräulein."

"Freiläun!" brachte er schliesslich hervor, und wurde noch verlegener — aber schnell gefasst fuhr er fort: "Freilein, wollt' iech song! Wöllmer net emol en Dreher z'sam tanzen?" —

Nun war's heraus; er wurde feuerrot und machte eine linkische Verbeugung. Rosel musste lachen. Sie stand auf und nickte ihm freundlich zu. Dann half sie ihm aus seiner Verlegenheit. "Sie sind der Herr Helfert, der Helfert-Müller, nicht wahr? Ich hab' Sie bald nicht mehr erkannt!"

"Nu freilich! Nu freilich!" sagte der Helfert mit lautem, noch immer verlegenem Lachen. "Und Sie sein die Steinerts Rusel. Jech ho Ihnen auch ball nicht mehr gekennt!" Sein Vogtländisch schien ihm für das Fräulein nicht fein genug. Aber das Hochdeutsche war ihm doch nicht so geläufig, dass er es hätte mundartfrei sprechen können. So brachte er ein schnurriges Kauderwelsch zustande, das ihm die Gewissheit gab, sich fein zu benehmen, während Rosel herzlich darüber lachen musste.

"Ich glaub', ich kann den Dreher gar nimmer!" sagte sie, als er zum Tanze die Hände auf ihre Schultern legte.

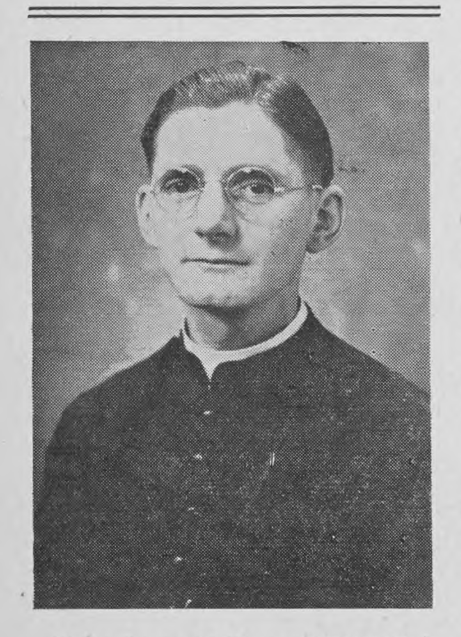
"Werd scha gehn!" rief er. Und es ging wirklich gut. Rosel drehte sich so leicht und sicher wie sonst, und der Helfert war ein tüchtiger Tänzer. Nur machte er etwas grosse Schritte mit seinen langen Beinen.

Die anderen sahen verwundert dem Paare zu. Der Helfert war eine Art Respektsperson auf den Tanzzöden. Sein Vater hatte ihm einen tüchtigen Beutel Geld hinterlassen. Dazu hatte er ein paar starke Fäuste. Bei den Burschen der umliegenden Dörfer war er wenig beliebt, denn wo er sich zeigte, sahen die Mädchen nur auf ihn.

Nun tanzte der Helfert mit der Steinerts Rosel. So sehr sie sich gefreut, dass doch einer wenigstens kam und sie nicht verschmähte, so merkte sie doch bald aus den hämischen Gesichtern der Burschen und den neidischen Blicken der Mädchen, dass man ihr jetzt noch weniger freundlich gesinnt war als zuvor. Aber auch dem Helfert war das Verhalten der anderen nicht unbemerkt geblieben. Ihnen zum Trotz tat er nun gerade ausgelassen lustig und schwenkte, als der Tanz zu Ende war, die Rosel mit einem lauten Juchzer im Kreise herum. Sie



Priester- und Subdiakonsweihe in Battleford, Sask.
Von links nach rechts:
Untere Reihe: Pater J. Switallo O.M.I., Superior von Battleford, Bischof Pocock von Saskatoon, Pater Leopold Seewald, der neugeweihte Priester.
Obere Reihe: die Subdiakone A. Shahun, F. Lenz, B. Hermann, B. Studer, B. Lewans und J. Kuffner.



Pater Leopold Seewald O.M.I., zum Priester geweiht am 22. Mai 1947, in Battleford, Sask.

lachte nicht mehr. Sie war ernst geworden. Das überlustige, läppische Wesen des Helfert war ihr zuwider. Aber er liess nicht von ihr. Er setzte sich neben sie, unbekümmert um die höhnischen Bemerkungen der Burschen, und redete eifrig auf sie ein. Sie schien es zu überhören, als der Helfert ihr das Versprechen abzunehmen suchte, den nächsten Sonntag wiederzukommen.

"Ich muss jetzt heim!" sagte sie schliesslich. Sie war rasch aufgestanden und so schnell dem Ausgang zugeschritten, dass der lange Müller vergeblich ihr zu folgen versuchte. Als er vor dem Saale anlangte, vernahm er nicht einmal mehr ihren eilenden Schritt im Dunkel der Nacht. Da wandte auch er sich dem Heimweg zu.

II

Rosel hatte sich vorgenommen, nicht wieder zum Tanz zu gehen. Der Sonnabend kam heran. Ein herrlicher Herbstabend breitete verklärenden Schimmer über das stille Dorf und seine waldigen Hügel. Die Kirchenglocken läuteten den Feierabend ein. Rosel war im Garten hinter dem Gehöft, um herabgefallenes Obst aufzulesen. Da hörte sie ihren Namen rufen. Sie fuhr auf, fast erschreckt — am Zaune stand ein Unteroffizier und bot ihr lachend die Hand zum Grusse. "Ehrhart!" rief sie freudig erregt und trat an den Zaun, die dargebotene Hand herzlich ergreifend und schüttelnd. Ehrhart Zürn, ihr Jugendgespiele! Bald standen sie in vertrautem Gespräch beieinander. —

Mit langen Schritten marschierte am Sonntag der Helfert auf Rosels Heimatsdorf zu. Im Gasthof war schon viel Leben; die Wirtsstube war von schwatzenden Gästen überfüllt. Man sass fröhlich beisammen, Alte und Junge. Auch droben auf dem Tanzboden ging's schon lustig zu.

Der Helfert war gemächlich die schmale Treppe hinaufgestiegen und lugte nun, den Hals etwas vorgeschoben, zum Saale hinein. Es tanzten erst wenige Paare. Verstohlen schaute er nach der Ecke hinüber, wo er vorigen Sonntag geweilt hatte. Wahrhaftig! — Da sass die Rosel! Also war sie doch gekommen und wartete auf ihn; nun freilich, er hatte 's ja gewusst! Er hätte vor Freuden gleich "guch!" schreien mögen.

Ohne Zögern schritt er auf sie zu. Sie hatte ihn bemerkt und war aufgestanden. Im selben Augenblick aber holte sie ein anderer zum Tanz, der ihm unbemerkt von der Seite her zuvorgekommen war. Der Helfert stutzte. Wer war das? Wer wagte es, hier ihm seine Rechte streitig zu machen? Ein Unteroffizier — der Zürn! Der Häuslersgung?

Ihn packte die Wut; aber es kam ihm ein guter Gedanke. An Rosels Tisch musste er sich setzen! So tat er's denn und verbiss mit Mühe seine Wut. Nun würde Rosel wohl kommen, wenn der Tanz zu Ende war. Am Stuhl hing ihr Tuch. An ihrem Platz stand das Glas, von dem sie eben noch getrunken haben mochte.

Die Paare gingen auseinander und suchten ihre Plätze wieder auf. Aber die Rosel kam nicht. Als sie den Helfert an ihrem Platz bemerkte, schien sie leicht zusammenzuschrecken — doch stieg etwas wie Unwille in ihrem Gesicht auf. Ihr Begleiter aber führte sie rasch hinüber an einen anderen Tisch, wo gute Freunde von ihm zu sitzen schienen. Dann schritt er nach des Helferts Tische und nahm, ruhig, als sei gar nichts geschehen, und ohne ein Wort zu sagen, Rosels Tuch und das Bierglas vom Platze hinweg.

Der Müller zuckte zusammen.

"He!" schrie er den anderen an, "dös giecht fei net, wasste!"

Der Zürn sah den Wütenden an, sagte kein Wort und ging zu seinen Bekannten zurück. Sie stiessen mit dem Zürn an und warfen halb spöttische, halb drohende Blicke zu dem Einsamen hinüber, als wollten sie sagen: "Kumm fei ja net rüber, langes Gestöck!" —

Der Müller schäumte vor Wut. Aber er beherrschte sich, denn er schämte sich vor der Rosel. Hätte er, was er so gern getan hätte, dem Unteroffizier "ane neigehiem" — was musste dann die Steinerts Rosel von ihm denken! Das wär nicht fein gewesen! Und was gingen ihn denn die anderen an, und vollends der Unteroffizier, der Hungerleider! Was konnten sie ihm anhaben? Er blieb doch, was er war, der reiche Helfert-Müller!

Damit ging er hinab in die Gaststube. Er gesellte sich zu den Gästen und gab alsbald, da das Gespräch es mit sich brachte, einige Proben seiner Kraft. Alle riefen laut Beifall; aber er kam nicht zur Ruhe. Plötzlich sprang er auf und die Treppe hinan. Verschiedene waren ihm aus der Gaststube gefolgt, weil ihnen sein Hinausstürmen auffällig war. "Wos mog do sei?" fragten die einen. "Do gibt's

---

Glueckselige Stunde

Auf ehernem Rade rollt die Zeit,
Unaufhaltsam in die Ewigkeit.
Laut kuendet dir's der Stundenschlag
Um Mitternacht, am hellen Tag.
Und mahnt dich: sei auf deiner Hut.
Sei stets bereit, richt wohl dein Gut.
Dann klingt's wie Sang aus Herzensgrunde:
Glueckselige Stunde!

fei wos!" sagten die anderen. "Wöll mer ner mol seh!" sagten sie beide und stiegen dem Helfert nach.

"Jech wott ner freeng, ass se net wieder mal mit mir tanzen wölln," sagte der Helfert droben zu Rosel.

Im selben Augenblick aber trat Ehrhart heran und stellte sich an Rosels Stuhl. Er hatte in der Nähe mit einigen Freunden zusammen gestanden.

"Itze tanz ich mit dir, net wahr?" sagte er, ohne den Helfert zu beachten.

"Du?" rief der gereizt und verächtlich. "Wer sogt denn dös?"

"Das sag' ich!" erwiderte Ehrhart drohend und trat einen Schritt auf den Müller zu.

"Du hasten Quark ze song!" schrie der wütend. "Nimm diech fei in acht!"

Im Saale wurde es still.

Des Müllers Bekannte, die eben noch mit ihm unten am Tische gesessen hatten, drängten sich herbei. Waren die erstaunt, dass dem Helfert einer zu widersprechen wagte! Die Musikanten lehnten sich neugierig über das Geländer, dem Streite zuzuschauen. Der dicke Posaunist schob sein rotgedunsenes Gesicht weit über die Rampe vor. Sein kurzer, starkborstiger Schnurrbart spreizte sich kampflustig über den pulstigen Lippen, während die starke Hornbrille ganz auf die bläulich schillernde Nase herabgeglitten war und seine munteren Aeuglein gar vergnüglich unter den buschigen Brauen hervorblitzten. Der lange, hagere Oboist mit dem altmodischen Rocke zeigte kein geringeres Vergnügen an dem Kampfe, der dort drunter sich entspann. Während sein behäbiger Kollege sich damit begnügte, behaglich die Hände ineinander zu reiben, folgte der temperamentvollere Lange mit lebhafter Teilnahme jeder Bewegung der Kämpfer, indem er die Mundwinkel bald nach rechts, bald nach links verschob, je nachdem, wohin der Sieg sich zu neigen schien. Ganz leise half er noch ein wenig mit dem Knie nach.

Rosel war aufgestanden. Sie war totenbleich und bebte. In der Hand krampfte sie das Taschentuch zusammen. Es zuckte ihr in den Fingern, als müsse sie Ehrhart dem Wüterich entreissen.

Beide Gegner massen sich einen Augenblick mit grimmigen Blicken.

"Ich sag dir's, lass uns in Ruh und geh deiner Gäng," sagte jezt Ehrhart etwas ruhiger. Aber der Müller schien nur auf ein weiteres Wort des Unteroffiziers gewartet zu haben.

"Wos wist du, du Häuslersbu, du wist mir wuhl ne Sool verweisen" — die Wut erstickte seine Worte, er holte zu mächtigem Schlage aus — im selben Augenblick hat der Unteroffizier, gewandt wie eine Katze, ihn unterlaufen und gepackt, jetzt stampfen und drängen sie wütend hin und her — dann, eine plötzliche Wendung, und mit dumpfem Schlage stürzte der Müller zu Boden. Besonnene Gewandtheit hat über die rohe Kraft gesiegt.

Im Moment ist alles sprachlos vor Staunen — aber nun bricht ein Hohngelächter, ein Beifallsgebrüll der Burschen los: sie heben den Unteroffizier hoch empor, alles umjubelt ihn.

Der Müller aber erhebt sich schwerfällig, dann hinkt er gebückt, knirschend vor Wut und Scham, der Türe zu; seine Drohung, die er erhobenen Armes am Eingang noch ausstösst, wird von dem brüllenden Gelächter übertönt, das ihn begleitet. "Helfert-Müller!" "Starker Mann! hat's diech hiegehiem?" — "Der hot dersch fei gesteckt! Gelle?" — "Mach ham! Kumm ball wider!" So rufen die Burschen schadenfroh dem Abziehenden nach.

Rosel hatte angstvoll den Vorgängen zugeschaut, die Rechte auf das heftig pochende Herz, die Linke gegen die Schläfe gepresst. So schnell war das alles gekommen und vergangen, sie wusste kaum wie, von dem Augenblick, da der Helfert vor sie hingetreten, bis zu dem, da er aus dem Saale hinaus hinkte.

Jetzt kam Ehrhart auf Rosel zu. Sie zitterte noch leise, als sie an seinem Arme hing. Sie sah ernst aus, fast traurig. Ehrhart bemerkte es.

"Wir wollen doch gehen!" sagte sie mit bittendem Blick, als der Tanz beendet war.

Er nickte stumm. Sie nahm ihr Tuch auf, und unbemerkt von den andern brachen sie auf.

Nun gingen sie in die Nacht hinaus. Sie sprachen wenig; sie brauchten sich auch nichts zu sagen, denn sie wussten alles: dass sie einander angehörten und nimmer voneinander lassen würden.

III

Der Winter kam mit all' seiner Strenge, die die Gewässer erstarren und die alten Waldfichten unter der Schneelast erseufzen liess; aber er konnte das Glück der Leutlein droben im Gut am Bergeshang nicht stören, mochte er auch mit eisigem Hauche neidisch das alte Gemäuer umfauchen.

Schliesslich klang nach frostigen Tagen und Nächten das Heulen des Sturmes hohl und rollend hinter den Höhen. Das Eis barst. Die kleinen Bäche im Wiesengrund breiteten, im Besitz der ersehnten Freiheit, brausend sich aus. Milde, freundliche Tage kamen. Die Amsel zwitscherte wieder in Gebüsch und die Lerche in den Lüften über den mattgrünen Fluren. Himmelsschlüssel und Anemonen lugten am Waldesrande hervor.

Als Ehrhart eines Morgens seinen Gartenzaun ausbesserte, stand ein brauner Gesell vor ihm und sprach ihn an. "Kennst mich net mehr? Ja, ich glaub's! Bin weit herumkommen!"

"Dietz!" rief Ehrhart erstaunt aus, als er in dem Fremden einen alten Schulfreund wiedererkannte. "Wo kommst du her?"

Ja, das war nicht so leicht erzählt. Der Dietz war wirklich

weit gereist. Erst war er nach Böhmen gegangen; es waren dann recht sonderbare Gerüchte über ihn verbreitet worden. Sollte er nicht gar gesessen haben? Es war wohl so was. Aber dann hatte man seine Spur verloren.

"Was machst du jetzt?" fragte ihn Ehrhart.

"Ich bin erst vierzehn Tag hier. Ich wohn bei meiner Schwester, bei der Hahn Rieke, und hab einen Handel. Jetzt leb wohl. Ich besuch dich mal und erzähl dir was, von meiner Reis', verstehste?"

Lachend ging er davon. Ehrhart hätte gern mehr gehört. Der Dietz war kein Dummer; und ein "verwogner Kunde" war er schon in der Schule gewesen.

Nun kam er manchmal abends und erzählte. Er wusste wirklich grossartig zu erzählen: wie er auf dem Orinoko gefahren, die Prärien durchstreift, wie er an einem Volksaufstand sich beteiligt hätte und beinahe gelyncht worden wäre. Bald mit rollenden Augen, bald mit verschmitztem Lächeln schilderte er seine Erlebnisse. Ehrhart hörte ihn gern. Auch Rosel hörte zuweilen dem Dietz zu, aber er war ihr zuwider. Sie hatte ihn schon früher nicht leiden mögen und sah seine Besuche sehr ungern. Er schien auch einen gewissen Einfluss auf Ehrhart zu gewinnen, der oft mit Ungeduld den Dietz erwartete. Manchmal sprachen sie heimlich zusammen, wenn sie in der Küche war.

Der Sommer ging hin. Die Schwalben sassen in Scharen auf dem Kirchendache oder schwärmten in tiefen Bogen um das Weidicht am Teiche draussen. Eines Morgens bemerkte Ehrhart keine mehr. Als er am Abend in der Dämmerung heim kam, hielt Rosels Mutter freudestrahlend ihm ein Knäblein entgegen. Da war die Freude gross! Der Dietz aber blieb nun weg.

Ehrhart ging jetzt zuweilen aus; er blieb dann oft sehr lange. Im übrigen freilich war er unverändert; er war herzlich mit Rosel und liebevoll mit dem Kleinen. Als er aber eines Nachts nach ein Uhr noch nicht heimgekommen war, hielt sie's vor Unruh und Qual nicht mehr aus. Sie zog sich rasch an, ging ganz leis zum Pförtchen hinaus in den Hof und schlich die Dorfstrasse hinab zum Gasthofe. Da war alles stockdunkel und still. Die Gäste waren längst heim. In namenlosem Schreck kehrte sie zurück; eine qualvolle Angst überfiel sie. Im Kämmerlein sank sie an der Wiege ihres Kindes nieder und drückte in krampfhaftem Schluchzen das Gesicht in das Bettchen.

Da ging die Tür. Ehrhart trat mit dem Licht in der Hand herein. Erschreckt fuhr er zusammen, als er Rosel erblickte.

"Was gibt's?" rief er verwirrt. "Ist der Kleine krank?"

Sie erhob sich. "Ehrhart!" sprach sie schluchzend. "Was tust du mir an? Um Gottes willen! Wo kommst du her?"

"Du weisst's doch," entgegnete er. Man merkte ihm an, dass er sich zwang, kühl und verwundert zu erscheinen.

"Nein!" sagte sie rasch. "Denn im Gasthof warst du nicht, da war's schon nach eins finster. Wo bist du gewesen? Warum tust du so geheim? Weil du auf schlechte Weg' geraten bist!"

"Rosel!" rief er drohend. Aber er fand nicht den Mut, noch etwas hinzuzufügen. "Wir wollen es jetzt lassen," sagte sie matt. "Wir sind jetzt beide erregt. Aber hier muss Klarheit werden! Morgen!"

Sie warf sich aufs Bett. Ehrhart sagte nichts mehr. Er war aufs tiefste betroffen und legte sich auch nieder. Aber der Schlaf floh ihn und noch lange hörte er Rosels leises Weinen. Am Morgen musste er wohl sein Ausbleiben erklären. Er tat es mürrisch, verdrossen. Seitdem blieb ein Schatten zwischen beiden, bis es Ehrhart über sich gewann, um Verzeihung zu bitten.

IV

Bei den Gebirgsbewohnern treten gewisse Leidenschaften mit besonderer Heftigkeit auf. Zäh halten sie daran fest. Die Natur, die sie umgibt, die Abgeschlossenheit in Berg und Wald, mag diese Leidenschaften wekken und nähren. Das von tausend Sängern singende und klingende Dickicht reizt zum Vogelstellen. Der Wildreichtum weckt die Lust am Weidwerk und macht manchen ruhigen, arbeitsamen, sonst rechtschaffenen Mann zum Wilderer. Und wo die Grenzen dreier Länder mitten in Berg und Wald sich begegnen, wie im südlichen Vogtland, da erwacht noch eine Leidenschaft: der Schmuggel. So mag bei manchem auch ein gut Teil Abenteurerlust mit ins Gewicht fallen, die Freude an kühnem Wagen, das sich verwegen der Gefahr aussetzt, um ihr schlau zu entschlüpfen.

Rosel hatte geahnt, wo Ehrhart jene Nacht gewesen, und was der schwarzlockige Dietz mit seinem verschmitzten Gesicht und seinem halbscheuen Wesen vorhatte. Er hatte seinem Freunde die Gefahren und Freuden des Schwärzerlebens so verlockend zu schildern ge-

Dank

All Deine Worte glaub ich fest und rein:
Unsres Lebens Pforte bist nur Du allein.
Doch wie soll ich fassen, was Du mir getan:
Hast mich nie verlassen, selbst auf dunkler Bahn.
Sieh mich niederfallen, Herr, auf meine Knie:
Ach, ich kann nur lallen und ich weiss nicht wie.

Aug. Hessler.

wusst, bis Ehrhart einmal "versuchsweis" sich an einem nächtlichen Ausflug ins Böhmische beteiligte und schliesslich an dem lichtscheuen Gewerbe Gefallen fand. Als der Winter gekommen war, konnte er nicht widerstehen; es zog ihn wie mit Zaubergewalt nach dem Schmugglerpfad. Er wusste es so einzurichten, dass er zeitig wieder daheim war, um nicht wieder Rosels Misstrauen zu erwecken. Es bedrückte ihn, dass er sie hinterging, denn er hatte sie und sein Kind wirklich lieb—und dennoch—die verderbliche Leidenschaft! —

An einem Abend spät im Herbst fuhr von der Grenze her ein schwerer Planwagen die Waldstrasse herauf. Es hatte wieder Frost gegeben. Hell und klar funkelten die Sterne über dem Walddunkel. Die Räder knarrten gemächlich über den gefrorenen Boden.

Vorn im Wagen sass der Fuhrmann. Gleichmässig gingen die Pferde voran. Pliötzlich scheuten sie. Kurz vor ihnen waren zwei Gestalten aus dem Wald herausgesprungen und suchten eilends über die Strasse zu laufen. "He! halt auf!" rief der im Wagen. Im selben Augenblick war auch des Fuhrmanns Hund aus dem Wagen gesprungen und hatte im Nu den einen Flüchtling gepackt. Der aber zog einen Hirschfänger und hieb auf den bissigen Köter ein. Da fiel gerade das Licht der Wagenlaterne auf des Mannes Gesicht, und grimmiger Hass loderte in den Augen des Fuhrmannes auf, als er die Züge des Schmugglers erkannte. Heulend und blutend zog sich der Hund zurück. Der Fuhrmann aber schlug auf die Pferde los, die, ohnehin erschreckt weit ausgriffen.

Endlich hielt das Fuhrwerk vor dem Hause des Gendarmen. Bald darauf standen die beiden Männer dem Steinertschen Gute gegenüber hinter dicht nebeneinanderstehenden Pappeln und warteten. Es schlug zehn, halb elf, nichts liess sich vernehmen. In der Wohnstube ward jetzt das Licht ausgelöscht. Aber auch um elf war noch nichts Verdächtiges wahrzunehmen. Dem Gendarm ward die Zeit zu lang. "Ich traue es dem Zürn überhaupt nicht zu. Sie müssen sich getäuscht haben. Er müsste doch längst zurück sein." Damit ging er die Dorfstrasse langsam hinab. Helfert blieb ärgerlich noch auf seinem Posten. Der Frost schüttelte ihn. Als es halb zwölf schlug, ging er den Feldweg hinauf zurück, um sein Geschirr abzuholen.

Spitzweg
Der Storch

Der Gendarm hatte im Vorübergehen durch die noch hell erleuchteten Fenster des Dorfgasthofs einen Blick in die Gaststube geworfen. Wahrhaftig! Drinnen sass ja der Zürn gemütlich mit andern Gästen zusammen. Der Beamte trat ein und setzte sich zu ihenn.

"Nu, noch im Dienst?" rief man ihm zu.

"Jawohl, es sollen drüben zwei Schmuggler gesehen worden sein," erwiderte er scheinbar gleichgültig und beobachtete unauffällig dabei den Zürn. Auf den machte aber die Bemerkung gar keinen Eindruck. Man sprach von allem möglichen.

"Seit wann sind Sie denn da?" fragte der Gendarm ganz nebenhin den Zürn.

"Ich?" sagte der gelassen; "ich denk so seit gegen neun, net wahr, Wärt?" Der bestätigte.

Der Gendarm ging beruhigt fort. Um halb neun wollte den der Helfert getroffen haben. Da konnte er noch nicht um neun harmlos im Gasthaus sitzen, wo der Weg eine reichliche Stunde betragen musste. Oder gab's einen kürzern? Wer's nicht wusste, konnte freilich nicht ahnen, dass der verschmitzte Bursche, der Dietz, unter dichtem Gestrüpp einen Schacht gegraben nach der steil abfallenden Waldschlucht und damit den Weg um ein Drittel gekürzt hatte.

V

Ehrhart war klug genug, um den Verdacht des Gendarmen aus seinen Worten herauszuhören. Er musste also wohl erkannt worden sein. Man war ihm auf der Spur — nun galt es Vorsicht! Das Frühjahr stand ja bevor. Da gab's wieder auswärts zu tun, und die Sache wurde inzwischen vergessen. Nur hätte er gern gewusst, wer

> Einst gibst Du droben Rechenschaft
> Von Deinem Haushalt, von der geist'gen Kraft,
> Von dem Verbrauch der ird'schen Güter,
> Von Deinem Walten, so Du warst als Hüter
> Ueber andere bestellt,
> Von Deinem Tun in dieser Welt.
> Sieh zu, dass Du bestehst am Tage des Gerichtes
> Und Wohnung nehmen darfst im Reich
> Des ew'gen Lichtes.
>
> Gerber.

der Fuhrmann war, dessen Hund ihn gestellt. Er dachte wohl an Helfert; ob der's wirklich war? Dann musste er doppelt auf der Hut sein. Darum ging er abends gar nicht mehr aus, bis er seine Arbeit wieder aufnehmen konnte. Und es war so schön daheim! Wie munter trollte der Kleine durch die Stube und rief glückstrahlend sein "Vota! Vota!" wenn der Vater über die Schwelle trat. Und dazu Rosels in Freude aufleuchtende Augen, ihr zufriedenes Gesicht—es schien ihm frevlerisch, dies Glück mutwillig zu zerstören, sich der Gefahr auszusetzen und über Weib und Kind Schande zu bringen. Nein, er tat es nicht wieder!

Er war nun meist wieder nur Sonntags daheim. Im Spätsommer ward ihnen ein Mägdlein geschenkt. Nun war das Glück vollkommen. Das fesselte auch im Winter den Gatten an sein Heim. Da gab's jetzt viel zu tun! Der kleine Gustav erzählte es täglich seinem Grossvater droben, dass sein Vater ihm einen "Pferstall" baue, denn das "Bornkinnel" (Christkind) bringe ihm ein Paar "Pfer." Auch im Haus und Gehöft gab's genug Arbeit: die Kühe brauchten eine neue Raufe, und im Scheunengiebel mussten neue Bretter zwischen den alten, moosbewachsenen eingezogen werden; der Schnee trieb gar zu übermütig durch die breiten Fugen. Der Dietz liess sich nicht mehr sehen. Warum? Rosel fragte nicht; sie meinte aber im stillen: es müsse doch wohl Ehrhart mit dem Dietz gebrochen haben — ihr zu Liebe! So war sie aller Sorgen ledig. Der Dietz war ihr wie ein Feind ihres Glückes erschienen. Aber sie ahnten nicht, dass draussen ein anderer lauernd das Gut umschlich, allabendlich, mit der Zähigkeit ungestillten Hasses, lange zurückgehaltenen Ingrimms. Der Helfert hatte sich's geschworen, er wollte nicht ruhen, bis er ihn gefasst hätte! "Emol muss's doch wern!" vertröstete er sich.

* * *

Das Weihanchtsfest mit hellem Glockenklang rings über verschneiten Gründen und glitzernden Wäldern, mit hellem Glanz in all' den Häusern und Häuschen war vorübergegangen. Wie hell hatten droben im Steinertschen Gut die Kinderaugen gestrahlt. Die Freude hielt noch lange nach, auch jetzt noch, wo im Pferdestall schon die Krappe zerbrochen war und der Schimmel ein Bein und der Braune gar den Kopf verloren hatte.

"Feierabend!" sagte eines Abends Ehrhart leise und legte das Handwerkszeug nieder, um sich zu einem Ausgang zu rüsten.

Der Kleine, der auf des Vaters Fortgehen aufmerksam geworden war, kam und wollte mitgenommen sein. Er liess sich nicht beruhigen, sondern fing laut an zu weinen, als sie in den Flur hinaustraten und die Mutter ihn zurückhielt. Zuletzt klammerte er sich an seinen Vater an und rief ganz kläglich: "Jech mit man Vota gieh muss!" Ehrhart hatte Eile. Er schob fast unwillig den Knaben zur Seite, sagte Rosel nochmals "Leb wohl!" und schritt rasch davon. Noch auf dem Wege, den er morgens vom Schnee gesäubert, hörte er vom Hofe her den Kleinen ehulen: "Jech mit man Vota gieh muss!" Da strich Ehrhart sich mit der Hand leicht über die Augen.

Als er gegen dreissig Schritte gegangen war, löste eine lange Gestalt sich vom Dunkel der Pappelgruppe. Sie folgte dem Vorwärtseilenden wie ein Schatten. Wo am Ausgang aus dem Dorfe die Wege sich schieden, hielt der heimliche Verfolger inne, spähend, welche Richtung der andere einschlagen werde. Als Ehrhart dem waldeinwärts ansteigenden Wege sich zugewendet hatte, der zur Grenze hinüber führte, da eilte der Lange in entgegengesetzter Richtung dem Nachbardorfe zu. Atemlos betrat er die Wohnung des Gendarmen. Doch er traf diesen nicht an, da er zu einer Besprechung sich zum Brigadier begeben hatte. Was war zu tun?

Der Helfert fasste einen verzweifelten Entschluss. Er wollte allein aufbrechen, die Schmuggler zu fassen. Wenn er erst den Zürn beim Kragen hatte und als Verbrecher einliefern konnte — dann war seine Ehre wiederhergestellt.

Im Vorübergehen betrat er sein Gehöft, holte aus der Schlafkammer sein Gewehr und ging gemessenen Schrittes dem Walde zu. Er hatte reichlich Zeit, denn es konnten wohl einige Stunden vergehen, ehe die Schmuggler wieder herüberkamen. Schier unergründlich dehnte sich rechts und links der Hochwald aus. Winterliche Stille lag über den schneebedeckten Tannen. Hie und da knackte es im Unterholz, und es war, als fliehe ein gespenstischer Schatten seitwärts ins Gebüsch. Aber der einsame Mann achtete wenig auf das unheimliche Geräusch im Forst, noch weniger auf die nächtlichen Reize des Winterwaldes. Seine Augen

brannten, seine Pulse jagten, wie im Fieber arbeitete sein Hirn vor Erregung.

Eine Stunde mochte vergangen sein. Etwa 200 Meter vor der Grenze ging der Hochwald in Jungholz über, gegenüber erhob sich wieder hoher Wald, dazwischen streckte sich in breiter Ausdehnung ein Stück Brachland. Der Müller bog von der Strasse in das Tannicht, wählte einen Platz, von dem er die ganze Schneefläche überschauen konnte und nahm dort seine Aufstellung.

Inzwischen waren aus der entgegengesetzten Richtung drei Männer, unter schweren Lasten keuchend, mitten durch den Wald bergan gestiegen. Es war ein mühseliger Weg, nur Eingeweihten bekannt, schwer zu finden, leicht zu verfehlen. Dabei galt's grosse Vorsicht. Auf einen kaum hörbaren Warnungslaut des Vordersten machten sie einigemale Halt. Atemlos lauschten sie dann, ob Gefahr sich ankündete.

Jetzt waren sie am Waldrand angelangt. Sie wollten den mühseligen Weg längs des Waldrandes abkürzen und ein Stücklein übers Brachfeld gehen. Vorsichtig horchten und schauten sie nochmals nach allen Seiten — alles still. Sie traten aus dem Walde. Lauernden Blickes stand der Müller in seinem Versteck. Jetzt — er hatte die drei gesehen! Sie nahmen just auf ihn zu die Richtung und liefen ihm stracks in die Hände. Krampfhaft umklammerte er sein Gewehr. —

Immer näher kamen ahnungslos die drei Männer. Jetzt galt's!

"Halt!" schrie der Helfert laut und sprang, das Gewehr schussbereit, aus dem Gebüsch.

Sie stutzten einen Augenblick. Der eine sprang in grossen Sätzen zurück zum Walde. Die anderen beiden machten Miene zum Angriff.

"Halt!" schrie der Helfert noch einmal, taumelte aber, indem der Schuss krachte, rückwärts. Der Dietz hatte mit grosser Geistesgegenwart ihm seinen Warenballen vor den Kopf geworfen, stürzte sich blitzschnell auf den Strauchelnden und zückte sein dolchartiges Messer. Ehrhart sprang hinzu. Der Müller stiess einen Schrei aus; der Dietz rief: "Komm! der hat genug!" griff beide Warenballen auf und eilte dem Walde zu.

Der Helfert wälzte sich stöhnend am Boden; aus seinem Wams sickerte Blut. Hier war Hilfe nötig. Ehrhart beugte sich über ihn, nach der Wunde zu sehen. Der Müller aber stiess ihn zurück.

"Weg, ihr Mörderbande!" knirschte er keuchend.

"Lass mich, du brauchst Hilfe!" sagte Ehrhart ruhig.

"Von dir Lumpes net!" keuchte der Müller, während es in seinem Gesicht zuckte. Er schloss die Augen und liess ohnmächtig den Kopf sinken. Ehrhart riss ein Stück seines Hemdärmels ab, lebte es auf die Wunde und band es mit seinem Halstuch fest. Dann rieb er leicht die Schläfe des Ohnmächtigen mit Schnee und lehnte ihn mit dem Oberkörper an seine Knie. Als er ihm etwas Branntwein einflösste, schlug der Müller die Augen auf.

"Ach, dös tut gut!" hauchte er. "Wu bie iech denn?" rief er dann emporfahrend, um sogleich seufzend vor Schmerz wieder zurück zu sinken.

"Bie ner gut, Helfert," sagte Ehrhart, "iech schaff' diech ham!"

"Du?" kam's langsam zurück.

VI

Ueber Rosel hatte sich erlösender Schlummer gesenkt. Die Zeit, zu der sie Ehrhart erwartete, war längst vorüber. Plötzlich schreckte sie aus dem Halbschlaf empor, von Frost geschüttelt. Es hatte gepocht; das musste Ehrhart sein! Sie eilte mit der Laterne hinaus und öffnete — da stand er vor ihr, lebend, gesund, aber bleich und erschöpft. Wortlos sank sie ihm in die Arme. Er führte sie in die Stube, zärtlich um sie besorgt, ihre heftige Bewegung zu beschwichtigen.

Dann schüttelte er den Schnee von Rock und Mütze und wusch das Blut von den Händen.

"Was hat's gegeben?" fragte sie bebend, als sie die Blutspuren erblickte.

Er erzählte alles, von des Müllers Angriff und Verwundung, wie er dann ihm beigestanden und unter unsäglicher Mühe den schweren Mann gestützt und heimwärts geleitet, bis ein fremder Fuhrmann mit seinem Lastschlitten sie mitgenommen.

Als kaum der Morgen graute, wurde Ehrhart durch lautes Pochen aus dem Schlafe geschreckt. Was mochte es sein? Hatte der Helfert gar ihn angezeigt? Draussen stand ein Mühlknappe. Der Müller liess den Zürn bitten, hinüberzukommen; die Wunde sei nicht lebensgefährlich. Ehrhart machte sich mit dem Boten sofort auf den Weg. Draussen standen die Weiber zusammen und erzählten sich, der Helfert sei von einem Strolche auf dem Anstand überfallen, aber dann vom Zürn aufgefunden und heimgebracht worden.

In seiner matt erleuchteten Kammer wartete der Helfert sehnlichst auf den Kommenden und streckte ihm die Rechte entgegen, als er eintrat. Ehrhart ergriff ohne Zögern die Hand, die sein alter Feind ihm darbot.

"Zürn!" sagte der mit matter Stimme. "Wu wär iech itze, wenn du mer net geholfen hättest! Jech wollt' dir ans auswischen, dorte weeng der Sach, de wasst scha! Und itze wärsch boll bies obgelaafen! Jech bie froh, dass de miech reigeschafft hast! Zürn, bie fei gut! Gelle?"

Ehrhart drückte ihm still die Hand, beide blickten sich schweigend an, und in ihren Augen glänzte die Versöhnung.

Der Dienstag

Von P. Otto Hophan, Stans

Der Dienstag ist die Schwester des Montags, die still und sinnig und fromm im Hause der Woche waltet. Blitzenden Auges und schwellenden Arms zieht der Montag ins Feld und ruft seinem hohen Schöpfer ähnlich in die noch gestaltlosen Tage: "Es werde, es werde!" Werden kann die Welt einer Woche jedoch nur dann, wenn der Dienstag geduldig und gütig weiterführt, was der Montag herrisch begonnen und befohlen hat. Der Montag ist gleichsam das männliche, der Dienstag das frauliche Element der Woche. Viele grosse und schöne Werke blieben in Anfängen stecken, weil sie wohl genial geplant und begeistert begonnen, aber nicht auch geduldig gehütet und gepflegt wurden. Der Dienstag, der das Werk des Montags treu und sorglich übernimmt, ist darum wie ein Symbol, eine edle Schwester, die dem Schaffen ihres Bruders Dauer gibt und ihn auch vor der männlichen Unart der Härte und Ueberheblichkeit behütet.

Vieler Menschen Leben ist wie ein ewiger "Dienstag". Sie nehmen ihrem Herrn und Bruder "Montag" ungesehene, undankbare Arbeit ab, damit er unbeschwert von kleinen Pflichten, grösseren Werken leben kann. Mancher wichtiger Herr Montag müsste ins Blaue hinausbauen, stünden ihm nicht "Dienstage", dienende Geister, willig zur Seite. Die gute Hausmutter, die in der Stille des Hauses ohne Ende ihre fleissigen Hände regt; der treue Dienstbote, der das ihm Zugeschobene, Abgeschobene geduldig besorgt; die Schwärme der Arbeitsbienen, die einen Tropfen Honig und viele Tropfen Schweiss in ihren Stock eintragen; erst sie machen alle Werke, grosse wie kleine, möglich. Welche Verlegenheiten litten die "Montage", wenn ihnen nicht auf Schritt und Tritt dienende "Dienstage" folgten! Wie tödlich hilflos ist oft so ein Herr der Schöpfung, wenn ihm auch nur ein Kragenknöpfchen fehlt!

Wir sollten den Dienstag zu einem Tag der Aufmerksamkeit für die Dienenden machen. Selten geben wir uns Rechenschaft von ihrem oft bitteren Verborgensein und Verzichten, noch seltener schenken wir ihnen ein Wort des Dankes, vielleicht erst nach 25, gar nach 50 Jahren! Selbstverständlich sind uns ihre Selbstlosigkeit und ihre tausend Dienste für uns. Oder danken etwa die Männer ihren Frauen nach einem gut bereiteten Mahl oder einem strengen Wäschetag? Danken die Patrons and Chefs und Fabrikherren ihren Angestellten für gute Arbeit? "Sie haben ihren Lohn", wirft man ein. Wird aber mit einem Häuflein Franken die Arbeit von Menschenhänden genügend, geziemend gedankt und geehrt? Dann noch ein zweites: Wie wäre es, wenn ein "Herr Montag" wenigstens am Dienstag auf entbehrliche Bedienung verzichtete? Wenn der Ehemann selber einmal seinen Teller auf- oder abtrüge, wenn der Chef selber einmal eine Adresse schriebe. In franziskanischen Orden besteht der ergreifende Brauch, dass der höchste Vorgesetzte einer ganzen Provinz bei seinen amtlichen Besuchen in den Klöstern nach der Mahlzeit in die Küche zum Geschirrabwaschen geht. Die unmittelbare Einsichtnahme der Grossen in die Dienste der Kleinen trüge heute zum sozialen Verständnis und Ausgleich mehr bei als alles Reden und Schreiben über soziale Fragen. Wenn der "Montag" auch um den "Dienstag" wüsste, und wenn anderseits auch der "Dienstag" vertrauter mit dem "Montag" wäre — die Frau mit der Berufslast des Mannes, der Arbeiter mit den Sorgen des Herrn —, wenn beide wie der Montag und der Dienstag einer Woche Hand in Hand miteinander gingen, welche gesegnete Wochen würden dann geboren.

Der biblische Schöpfungsbericht schreibt dem Dienstag die Ordnung und die Schmückung der Erde durch die Hände Gottes zu: Nach dem anschaulichen Bericht des Moses schied Gott am "Dienstag" die immer noch von den "unteren Wassern" bedeckte Erde in Land und Meer aus; die Meere umgeben nun fortan wie ein blauer Kranz die trockengelegten Länder der Erde. Wie wichtig ist dieses Werk der Scheidung und Ordnung auch für unsere Wochen, sollen sie schöpferisch werden. Denn mit dem Wollen allein, ja sogar mit dem Wirken allein schaffen wir keine Werke von Dauer. Viele Wochen bringen trotz allem Rennen nichts zustande; es wird in ihnen nichts "Trockenes", nichts "Festes" sichtbar, weil das Schaffen angeordnet ist, weil von Laune und Zufall abhängig gemacht wird, was weise Ordnung regeln sollte, weil die den Tag überflutenden Aufgaben nicht gesichtet und geschieden werden. Jeder Werktag muss sich darum, will er erspriesslich sein, mit dem "Dienstag", dieser klugen, edlen Schwester verschwistern, die wie eine verständige Mutter jedem Tag seine Aufgabe, jeder Stunde ihre Pflicht, jedem Ding seinen Ort genau zuweist. Nur wenn wir uns eine genaue Tagesordnung angewöhnen, wenn wir die "festen" Stunden der Arbeit von den "flüssigen" der

Erholung, das Notwendige vom Angenehmen scheiden, so dass wir nicht die Zeiten der Pflichten mit Liebhabereien und Zeitungslesereien vertreiben und die Zeiten der nötigen Ruhe mit Arbeiten belasten, nur dann können unsere Wochen fruchtbar werden.

Auch das Schmücken, die andere Ehre, die der Schöpfer dem dritten Wochentage antat, soll auf unsere Dienstage übergehen. Schon am zweiten Werktag was Gott darauf bedacht, dass die Welt auch schön werde, nicht nur gewaltig und nicht nur gesetzmässig, sondern auch schön, denn Gott Selber ist nicht nur gigantische Allmacht und nicht nur abgründige Weisheit, sondern auch eine solche Herrlichkeit der Schönheit, dass, wenn wir Ihn einmal geschaut haben, wir nicht mehr von Ihm wegblicken können. Darum zierte Er auch die Erde, kaum war sie aus der Urflut aufgetaucht, mit jungem Grün und blühendem Blust und fürstlichem Wald, so schön, so schön, dass selbst wir, die erst nach der Verwüstung der Sünde dieses Land betreten haben, immer wieder vor Staunen stille stehen, weil sie so schön ist. Wir ahmen darum Gott Selber nach, wenn wir bald, sobald das Notwendigste getan ist, schon am "Dienstag" die kahle Welt auch unserer Wochen mit Schönheit schmücken. Das moderne Leben ist so furchtbar sachlich geworden, und wir brüsten uns noch dessen wie einer wertvollen Errungenschaft. Was nicht zur "Sache" gehört, das heisst bei vielen, was nicht Geld einbringt, was nicht Rendite abwirft, was nicht Tempo ist, wird als Idealismus und Schwärmerei abgetan. Aber soll vor lauter "Sachlichkeit" alles Grünen und Blühen, alles Singen und Musizieren, was immer das Leben schön und gemütvoll macht, aus dieser Welt verwiesen werden, so dass sie wieder kahl wird wie vor dem dritten Schöpfungstag? Holen wir doch im Gegenteil so viel Schönheit, Musik, Poesie und andere Werte des Gemütes in unsere Welt hinein, als möglich ist.

Eine dritte Deutung und Bedeutung gewinnt der Dienstag von der Liturgie her: er ist den lieben heiligen Aposteln geweiht.

Zieht man am Montag in die Woche hinaus, könnte man meinen, es gehe nur um irdischen Erwerb, und das Ewige müsse sich wieder gedulden bis zum nächsten Sonntag, und gewiss ist am Werktag die Sorge für das tägliche Brot vordergründig, vordringlich. Der christliche Mensch ist jedoch nicht nur Adam, sondern auch Apostel. Als Adam führt er das Werk der Schöpfung weiter, dass es ihn ernähre. Als Apostel weiht er sich auch dem Werke der Erlösung, dass er sie vermehre.

Irrtümlich halten viele die Verchristlichung der Welt als eine ausschliessliche Angelegenheit des Klerus. Diese wichtige, heilige Sache geht alle an, den Klerus freilich vornehmlich. Jeder auf Christus durch die Taufe eingeweihte Mensch muss die Grundsätze Christi verkörpern, vertreten, verteidigen. Jeder hat in seiner Weise mitzuwirken, dass das Reich Gottes ankomme. Jeder muss — darf! — im Winkel seiner Welt die Wahrheit, Gerechtigkeit, Güte, Reinheit Christi zum Leuchten bringen. Wer immer wir auch sind, Weihepriester oder Laienpriester, priesterlich muss jeder Christ gesinnt sein. Wo immer wir auch wirken, auf Kathedern oder in Fabriken, den Apostel in uns dürfen wir nicht verleugnen.

Welchen Adel verleiht der Dienstag, apostolisch erfasst und erlebt, der ganzen Woche! Es wurde oben ein Wort von jenen Menschenleben geschrieben, die wie ein ewiger, dienender Dienstag sind, ein Leben im dritten Rang. Steigen jedoch solche einfache Menschen von der Niedrigkeit ihres Alltags in die apostolische Gesinnung auf, so werden sie königlich, wie jene Fischer und Bauern Galiläas, die der Herr als Apostel berief. Denn nun nehmen sie teil an den göttlichen Gedanken des Herrn und führen diese in ihrer Welt durch. Manche arme Dienstmagd ist wie ein herrlicher Strahl der Gnade in eine verlorene Famliie. Mancher schlichte Arbeiter ist wie ein Fürstapostel für seine Umgebung. Mancher prächtige Jungmensch ist wie eine Oase inmitten einer entchristlichten und entsittlichten Wüste. Der Tag des Gerichtes wird die hohen Werke dieser unbekannten Apostel an der vordersten Front einmal offenbaren.

Das katholische Priestertum

vergaffter Materialismus (Stoff- und Lebemenschentum) hat ihr den Blick für die Wirklichkeit getrübt. Sie hat die Theologie (Gotteswissenschaft) als Königin der Wissenschaften entthront und Naturforschung and Maschine an ihre Stelle gesetzt. Mit ihrer Abneigung für Christus und die jenseitige Welt geht ihr Priesterhass Hand in Hand. In Russland und Yugoslavien lodert er gegenwärtig in hellen Flammen. Er wird geschürt von jenen, die den Menschen zum Abkömmling des Orang Utan gemacht, dem Judas in Novgorod ein Denkmal gebaut und die Herz-Jesu-Statue auf dem Engelshügel in Madrid von ihrem hochragenden Sockel herunter geschossen haben.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe. Der Hass der Gottlosen gegen das Priestertum ist der schlagende Beweis für dessen wahre, unentbehrliche und unermessliche Grösse.

Der Landstreicher uud der Wanderer

Humoreske v. Ferd. Silbereisen

Anno dazumal war es, als der Herr Landrichter von den Tagdieben, Handwerksburschen und rauflustigen Bauern noch sehr gefürchtet wurde. Besonders in Tölz war "a sakrisch strenger Herr", nach Aussage aller, die das zweifelhafte Vergnügen hatten, amtlich mit ihm zusammenzugeraten. Ein ganz besonderes Augenmerk aber hatte er auf die Wilderer; nicht leicht, dass einer, der ihm unter die Hände kam, vor einem Jahre wieder wilderte.

Seine Gnaden der Herr Landrichter hatte nämlich selbst eine schöne Jagd. Er hatte einen guten Hund und Stutzen, auch einen Jagdheger, — aber auch manche ungebetene Jagdgäste.

Schon dreimal im letzten Jahr waren ihm die schönsten Böcke weggeschossen worden. Sein Jäger schimpfte, dass der Tisch wackelte, ja, er greinte beinahe vor Wut, und der Landrichter schlug mit der Faust auf sein Pult, dass ihm die Tinte auf die weissen Hosen spritzte, und schwor hoch und teuer, beim Landesherrn einzugeben, dass er den verdammten Wilderer, wenn er ihn glücklich erwische, mindestens in Oel sieden, aufhängen, vierteilen und rädern lassen dürfe. Was nützte ihm die Jagd, die schönste weit und breit und die wildreichste der ganzen Gegend, wenn ihm doch von Halunken und Tagdieben alles weggeschossen wurde?

Die armen Burschen, die auf anderen Jagdgründen ertappt wurden, hatten auch zu dieser Zeit keine guten Tage.

"So viel ungläubig is er, der Herr Landrichter!" war die allgemeine Klage. Es war richtig, mit Ausreden durfte ihm allerdings keiner kommen. Lächerlich auch, ihm, selbst einem passionierten, erfahrenen Jäger, vormachen zu wollen, dass einer mit den Kugelstutzen von zwölf Millimeter Kaliber auf Spatzen hätte schiessen wollen, und dass der Bock grad durch "reinen Zufall" zwischen den Spatzen und dem Lauf durchgerannt sei.

Nur einem konnte er nicht recht an, und gerade auf den hatte er und sein Jäger den meisten Verdacht; das was der Bruckbauersepp von Lenggries, ein "Mordshallodri", wie weit und breit kein solcher war. Dass er wilderte, war ein offenes Geheimnis; auf frischer Tat liess er sich indessen nie erwischen. Zweimal schon stand er vor dem Gestrengen, der ihn unter seinen buschigen Brauen hervor durchbohrend ansah, als müsste er ein Geständnis erzwingen — aber es war nichts herauszubringen aus dem Spitzbuben, und nichts war ihm zu beweisen .

"Ich krieg' den Kerl schon noch amal. Den leg' ich noch hinein, dass er an mich denkt, der Taugenichts, so wahr ich der Landrichter von Tölz bin! Werd's sehen, Leut', der geht mir noch so sicher ins Garn als zwei mal zwei vier ist. Beobachten lass' ich ihn Stund' für Stund', wenn er fortgeht, der Loder, der Gauner, der elendige!"

So schimpfte in Gram und Grimm und Groll der Vertreter der Ordnung und Gerechtigkeit öfters beim Bräu am Honoratiorentisch; und nicht lange darauf wurde wirklich der Sepp auch vorgeladen — aber wegen einer anderen Sache.

Der Sepp hatte einen Feind, — das war der Jochbauer von Oberwarngau. Die Feindschaft aber war dem Jochbauer um so weniger erfreulich, weil der Sepp die gröberen Hände und mehr Kraft hatte. Wieder einmal hatte das der Jochbauer fühlen müssen.

Am sechsten November ist in Tölz von alters her ein grosser volkstümlicher Festtag, Leonhardi. Wie der Jochbauer so um fünf Uhr nachmittags sich auf den Heimweg macht, nicht gerade betrunken, aber auch nicht gerade nüchtern, kommt ihm halbwegs von Oberwarngau der Sepp entgegen und haut ihm eine links und eine rechts herunter, dass der Jochenbauer glaubt, das höllische Feuer fahre ihm aus den Augen.

So erzählt er vor Gericht, und der Sepp steht dabei und schaut mit scheinheiliger Zerknirschung in den Boden hinein.

"Na, Jochenbauer, kannst du es wirklich auf deinen Eid nehmen, dass es der Sepp und kein anderer war, der dir die saftige Ohrfeigen gegeben hat?"

"Mein schon, Herr Landrichter, den Sepp werd' i' wohl kenna und dem seine Mordspratzen, seine damischen, g'schpür i' aa aus hundert anderen raus."

"Nun, Sepp, du Malefizkerl, nun kannst du's ja wieder wegleugnen. Aber das sag' ich dir, wenn du leugnest, kriegst du fünfundzwanzig, dass dem Jochenbauer seine Watschn noch gar nichts dagegen waren. Verstehst mich? . . . So, jetzt sag' aufrichtig: Warst du's oder warst du's nicht?" dröhnte der Richter, der sehr volkstümlich pflegte, den Sepp an.

Der Sepp aber gestand zur grössten Verwunderung des Herrn Landrichters, der sich schon auf verstocktes Ableugnen der Missetat gefasst machte, unumwunden die zwei Maulschellen ein, und der Schreiber schrieb ins Protokoll, dass der Bruckbauernsepp von Lenggries freiwillig auf die diesbezügliche Frage des Landrichters "gestanhabe, dem Jochenbauern von Oberwarngau am Leonarditag zwischen fünf und sechs Uhr abends zwischen Hölz und Oberwarngau zwei schallende Ohrfeigen gegeben zu haben.

Für diese Entfernungsverminderung zwischen seiner Hand und seines Feindes Wan-

gen erhielt der Sepp drei Tage Arrest .

Wie er wieder herauskommt, erwartet ihn der Sprottel von Tölz, ein gutgestellter Gerbermeister, und redet ihn an:

“Du Sepp, hast du dem Jochenbauern die Watschen wirklich geb’n oder i?”

“Mei, wirst’s scho du g’wesen sein; hab’ mir’s glei denkt, wie der Jochenbauer auf mi g’-schworn hat, weil wir zwoa do dieselbig’ Statur und zufällig aa dö gleich Pratzen ham. Aber i hab’ mir denkt: dem Bruckbauernsepp, dem armen Schlucker, macht’s weniger aus, wenn er drei Tage brummen muss; ’s is ja eh nit ’s erste und a nit ’s letzte Mal — aber dem reichen, ang’sehenen Sprottel ging’s schon schwerer ein. Und so . . .”

“Sepp, du bist ein grundg’-scheiter Bursch”, sagte der Gerbermeister anerkennend, “du hast mir fein und nobel aus der Schlamass’n herausgeholfen. Soll aber nöt umsonst g’wesen sein dei’ ehrliche Kameradschaftlichkeit. Eine Gefälligkeit ist ein gutes Trinkgeld wert.”

Und mit diesen Worten langte er aus seinem ledergebundenen Taschenbuch einen richtigen, funkelnagelneuen blauen Hunderter heraus und präsentierte ihn dem verdutzt dreinschauenden Sepp als sichtbares, greifbares Zeichen seiner grossen Erkenntlichkeit dafür, dass er sich so heroisch für ihn geopfert habe.

Sepp steckte den wertvollen Schein mit der Versicherung seines tausendfachen Vergelt’s Gott! sowie der Bereitwilligkeit, das nächste Mal wieder in ähnlichem Fall gern zu Diensten sein zu wollen, verschmitzt schmunzelnd ein. Er kann den ohnehin etwas zu breit geratenen Mund schier nicht mehr zusammenbringen vor lauter freudigem Grinsen, weil ihm der Hunderttalerschein so von ungefähr zugeflogen ist wie eine gebratene Taube.

Zu gleicher Zeit meldet der Jäger dem Herrn Landrichter zu dessen fürchterlicher Entrüstung, dass schon wieder der schönste Bock aus seiner Jagd weggeschossen worden sei, und zwar am Abend des Leonhardifestes.

“Aber diesmal kriegen wir den Lumpen, Herr Landrichter”, fügte der Jagdaufseher mit pfiffigem Augenzwinkern zu, “wir haben ihn gesehen; er kann nimmer aus.”

“Wer ist der Lump?” schreit der Landrichter, krebsrot vor Zorn.

“Na, kein anderer als der Bruckbauersepp; wer denn sonst?”

“Ist ’s also wirklich und wahrhaftig wahr, hast du mit eigenen Augen den Erzgauner bestimmt gesehen?”

“Auf meinen Eid hin, Herr Landrichter, mei’ G’hilf’, der auch mit dabei war, hat ihn auch erkannt.”

Der Sepp wird vorgeladen. Der Landrichter schwimmt in Wonne. Nun kann er nach Herzenslust dem alten Schwerverbrecher eins auswischen und sein Mütchen an ihm kühlen. Heute will er ein Exempel statuieren, dass vier Bezirksämter noch lange davon sprechen werden und den Wilddieben das Pirschen auf verbotenen Wegen bei Nacht und Nebel für immer vergeht. “Gelt, ich hab’s gesagt, der geht mir noch ins Garn,” renommierte er schon acht Tage vor der anberaumten Gerichtsverhandlung prahlerisch den Stammtischgenossen gegenüber.

“Na, Sepp, freut mich, dass wir uns schon wieder sehen. Wie geht’s dir denn immer? Hoffentlich gut!” spöttelt er.

“O ausgezeichnet, dank der Nachfrage, Gnaden Herr Landrichter”, antwortet prompt der Sepp, mit dem ganzen Gesicht grinsend.

“Wird dir’s Lachen bald vergehen, du Lump, du Bazi, g’wildert hast wieder”, donnert ihm nun der Landrichter mit finsterster Amtsmiene entgegen; “aber diesmal hilft dir kein Leugnen mehr. Mein Jäger und der Gehilf’ haben dich gesehen. Also raus mit der Sprach’, wie war das?”

“Is ja gar nöt mögli, Gnaden Herr Landrichter”, sagt der Sepp, ohne im mindesten verlegen zu werden. Wenn man ihm vorgeworfen hätte, er habe Rom angezündet, hätte er nicht unschuldiger dreinschauen können.

“Jägersleut’, wann und wo habt ihr ihn g’sehen?”

“Am Leonarditag abends zwischen fünf und sechs Uhr oben beim Speckwald”, lautete die sichere Antwort.

“So, Sepp, wo warst denn da, he?”

“Gnaden Herr Landrichter, da hat ja der Jochenbauer di pfundige Watschn von mir gekriegt, zwei Stund’ und a halb von der Stell’, wo mi der Jaga g’sehen hab’n will. Dafür bin i doch zu Recht verurteilt worden und hab’ mei’ Straf’ a richti abg’-sess’n, Gnaden Herr Landrichter, so dass mir niemand mehr was vorhalt’n derf z’weg’n dera Sach’.”

Der Sepp musste freigesprochen werden auf dieses amtlich anerkannte und beglaubigte, einwandfreie Alibi hin. Der Landrichter tobte wie wahnsinnig; er wusste ganz genau, dass der Sepp gewildert hatte; aber er war machtlos angesichts dieses verfluchten Alibi. Er war ihm ja selbst in die Falle gegangen.

Der Gerber Sprottel aber sagte nachher zum Sepp:

“Lump, elendiger, also dessentwegen hast du den Charaktervollen und Anständigen gespielt? Woasst, wenn i ’s Maul nöt halten müasst weg’n meiner selbst, i zoaget die ganz G’-schicht’ an, nacha kannt’st d’ a Jahrl brumma, du Tropf, du Gauner!

Und i dummer Teifi zahl ’n so anständig und geb’ ihm glei an Hunderter, wie wenn er sich für mi g’opfert hätt’!”

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung

Ich meinte: Du, Gott, sage mir, was ich tun soll, und ich werde mich heilig daran halten. Und nachher habe ich doch nicht alles gehalten. Wir sind halt auch Menschen, und Stolz war die erste aller Sünden."

Kaplan Manuel senkte sein Haupt. Er verstand, was Pfarrer Markus meinte und die eben gehörten Worte gefielen ihm. Er wollte sie bei der nächsten Priesterversammlung gebrauchen.

Am Abend desselben Tages war man im Städtchen Fatima ziemlich aufgeregt. Die sogenannten Muttergotteserscheinungen standen in der Zeitung. Ein Handwerker hatte das Blatt aus der großen Stadt mitgebracht und las den Leuten daraus schlimme Sachen vor. „Stimme aus dem dunklen Mittelalter" war die Überschrift, unter der von Fatima, von Franz, Jacinta und Luzia geschrieben war. „Die Kinder sind unschuldig", sagte die Zeitung, „sie sind nichts weiter als Opfer dunkler, klerikaler Machenschaften. Fatimas Einwohner sollten ihre Kinder vor solchen Dingen in Schutz nehmen. Sehen sie denn nicht, daß die Pfaffen ihnen da arg mitspielen? Nachdem wir den Dunkelmännern im schwarzen und im violetten Rock nach Recht und Gesetz gezeigt haben, wo ihre Grenzen sind, versuchen sie, das Volk mit Maria, Hölle und Teufel zu schrecken und unter die alte Knechtschaft der Kirche zu zwingen. Fatima, erwache!"

„Das ist denn aber doch nicht wahr, daß unser Pfarrer den Kindern die Erscheinungen eingeredet hätte", einigten sich die Leute. Andererseits empfanden sie den Zeitungsartikel jedoch als Schande für Fatima. Was sie wirklich denken sollten, wußten sie nicht. Die Zahl derer, die dunkel zu glauben begannen, wurde immer größer. Jene, die nicht glaubten, schoben den Kindern Lüge oder Einbildung zu. Über Pfarrer Markus waren sich aber alle einig: Der hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun. Kein Wort hatte er bis heute in der Kirche oder unter den Leuten darüber gesprochen. Ihn über seine Meinung zu fragen, wagten die Leute nicht. Durch Bernardo war ihnen bekannt, daß Pfarrer Markus die Erscheinungen vollständig bezweifle, daß er aber auch von Lourdes und von der Bernadette gesprochen habe.

Inzwischen waren Franz, Jacinta und Luzia wieder auf der Weide. Jeden Tag beteten sie unter der kleinen Eiche, über der sie die schöne Frau nun schon zwimal gesehen.

Franz war nicht mehr wild. Viel Mühe gab er sich, ganz gut und ganz fromm zu sein, denn er wollte die schöne Frau am 13. Juli auf alle Fälle sprechen hören.

Leicht war es dem Franz wahrhaftig nicht, immer wie ein Engel auf Erden herumzuwandeln, alles pünktlichst zu tun, was Vater und Mutter ihm sagten, bei Tisch schön zu warten, bis die Reihe an ihm war, jeden Widerspruch der Geschwister mit gutem Gesicht zu beantworten. Leicht war es auch nicht immer, seiner Kameraden Spott zu hören, ohne etwas darauf zu sagen. Franz gab sich aber allergrößte Mühe, und bis heute hatte er wirklich keine einzige böse Tat zu verzeichnen. Das freute ihn ungewöhnlich und weckte in ihm die Lust, noch größere Dinge zu vollbringen.

Jacinta war fast garnicht mehr wie ein siebenjähriges Mädchen. Seit der zweiten Erscheinung war ihr ganzer Kinderglaube dem Himmel und den Engeln zugewandt. Zwar konnte sie öfters am Tage, wenn sie beim Spiele war, selbst den lieben Gott vollständig vergessen. War man aber beim Beten, oder wurde von der Frau im Baum geredet, dann wurde sie fast wie ein erwachsener, frommer Mensch, der genau weiß, warum das Überirdische angebetet und verehrt werden soll.

Auch Luzia, die älteste der drei, war anders geworden. Sie weinte öfters. Kaum zehn Jahre alt, hatte sie bereits große und auch bittere Erfahrungen hinter sich. Sie konnte sich manchmal kaum noch im Leben zurechtfinden. Warum kam die schöne Frau, die heilige Maria, wie sie fest glaubte, gerade zu ihr? War das nicht ein Zeichen, daß Maria die kleine Luzia gern hatte? Und warum waren nicht nur die Leute, sondern selbst ihre

eigenen Eltern und Geschwister so hart mit ihr? Man wollte ihr kein Wort glauben und schlug sie. Hätte die Frau im Baum nicht von den Leiden gesprochen, die auch über Luzia kommen werden, wirklich, Luzia hätte schon längst den Eichbaum vermieden. Es war doch nicht so leicht zu begreifen, daß Gott und Maria einen lieb haben, und daß dann Gott und die heilige Maria, die doch alles können, einfach zusehen, wie Luzia von Vater und Mutter unschuldig geschlagen wird.

Die alte Frage nach dem Geheimnis des Leidens war nun auch im Herzen dieses Kindes wach. Öfters grübelte das Mädchen darüber nach, konnte jedoch keinen Ausweg aus dem Unverstehlichen finden. Nur wenn sie vor dem Eichbäumchen stand, sich die schöne Frau vorstellte und der Erscheinung Worte im Sinne hatte: „Traget eure Leiden als Buße für die Sünden der Welt", wurde es wieder still in ihr. Daß in der Erscheinung die heilige Gottesmutter sich zeigte, stand bei ihr fest. „Was Maria sagt, das muß schon stimmen", sagte sich das Kind immer wieder und beruhigte damit alle seine Zweifel.

Luzia wußte nicht, daß sie die große Antwort auf ihre brennenden Fragen bereits hatte. „Leidet für die Sünden der Welt". Das klingt fromm und einfältig. Und doch sind große Geheimnisse darin verborgen, der Menschheit Schuld und der Menschheit Erlösung.

Franz, Jacinta und Luiza waren schon längst mit ihrem Rosenkranz fertig. Der Tag war lang, und kein Großer und kein Kleiner hat es je vollbracht, jede Minute seines Lebens an Gott zu denken. Der Bub und die zwei Mädchen konnten das auch nicht. Es war ihnen die Lust zum Spielen gekommen, und das taten sie.

Franz lief die Wiese hinunter zu den Büschen. Er wollte sich wohl einen Stock schneiden. Vor den Büschen blieb er jedoch stehen.

Lang ausgestreckt im Grase lag dort Jose.

„Wollte dich gerade rufen, Franz", begrüßte der Landstreicher den Jungen.

Franz setzte sich neben ihn ins Gras.

„Da steht dein Name in der Zeitung geschrieben", sprach Jose. Er zog ein schön zusammengefaltetes Blatt aus der Innentasche seiner schmutzigen Jacke.

„Mein Name? Könnt ihr denn lesen, Jose?"

„Ob ich lesen kann? Junge, ich war der Beste in der Schule", prahlte Jose. „Die Zeitung schreibt bös über euch. Die sagen da hier, es sei alles gelogen und vom Pfarrer angerichtet, was ihr da gesehen habt."

„Das ist nicht wahr", rief der Junge, „der Pfarrer hat mir noch garnichts gesagt und wir haben die schöne Frau ganz richtig gesehen."

„Bleib 'mal hier, ich werde dir vorlesen, was hier geschrieben steht", gab Jose darauf zurück, legte die Zeitung auseinander und begann laut und langsam zu lesen. Franz verstand fast garnichts von all' dem, was er da hörte. So viel wußte er jedoch: Dei Zeitungsmänner dachten wirklich, alles sei nur gelogen.

Viele Leute sind böse auf die Zeitung", meinte Jose, und klopfte mit dem Zeigefinger energisch auf das Blatt. „Du wirst sehen, Franz, am 13. Juli werden viele hierher kommen. Ich weiß, wie die Luft riecht. Man spottet über euch, im Herzen denken aber die meisten, daß es vielleicht doch wahr ist.

„Wie steht's mit dir, bist bis jetzt brav geblieben? Nix gelogen oder weggenommen? Damit du die heilige Maria auch sprechen hörst, weißt du."

Fragend schaute Jose auf den Jungen. Dann streckte er sich ins Gras.

„Ich wollte am dreizehnten auch kommen, jetzt weiß ich aber nicht, ob ich es tun soll", sagte er.

„Warum denn nicht?" fragte Franz.

„Ich bin ein altes Luder, Franz. Ich geh bestimmt zum Teufel. Bin beim Pfarrer gewesen und wollte mir einen Rosenkranz holen. Da war einer gewesen, weißt du, so ein ganz junger, dreckiger Priester. Der war schlimmer als ein Jesuiter. Angebrüllt hat er mich, und dann hat er und der Pfarrer mich rausgeschmissen."

„Das war der Herr Manuel, der beim Pfarrer war", klärte Franz den Landstreicher auf, „der ist ein Scharfer."

„Hat euch unser Pfarrer wirklich rausgeschmissen?" fragte Franz dann mit unsicherer Stimme weiter.

Jose schwieg. Er legte sich die Hand über die Augen und tat, als ob er schlafen wolle. Franz schaute ihm zu und wußte nicht, ob er bleiben oder ob er gehen solle.

„Eigentlich hat mich der Pfarrer nicht rausgeschmissen, Franz. Das ist eine dumme Lüge von mir", sprach Jose da wieder. „Der junge Pfarrer ist grob zu mir gewesen, und ich war besoffen. Hier, wo die heilige Maria war, soll man nicht lügen. Ich bin ein alter Sünder, Franz. — Als der junge Pfarrer grob mit mir war, hab' ich auch geschimpft und hab' gesagt, ich brauche keinen Rosenkranz und daß der alte und der junge Pfarrer Speckschwaten seien. Das war nicht gut. Das war der innerste Teufel in mir."

Jose schwieg wieder. Franz wünschte sich fast, er wäre dabei gewesen. Ganz aufregend stellte er sich diese Schimpferei vor, und so etwas finden Buben immer höchst interessant. Speckschwaten hatte der Jose zum Pfarrer und zum Herrn Manuel gesagt!

Franz staunte.

Plötzlich richtete Jose sich auf:

„Franz, daß du mir da kein schlechtes Beispiel nimmst. Man sagt nicht Speckschwate zu einem Hochwürden. Das war eine Sünde, und darum denke ich, daß ich am 13. Juli garnicht kommen werde. Die heilige Maria könnte womöglich Angst vor mir bekommen und schön im Himmel bleiben. Das mit dem Pfarrer werd' ich schon gut machen. Die Rosa ist fortgesprungen und der Pfarrer kann sie nicht finden. Ich werd 'sie suchen gehn und zum Pfarrer bringen. Das tu ich, Franz. Dann wird der Pfarrer wohl wieder gut."

Jose schien diesen Gedanken erst jetzt gerade bekommen zu haben. Ganz entschlossen stand er auf und sagte:

„Ich geh' gleich. Ich hab' Freunde, die mir schon sagen werden, wo die Rosa steckt."

Mit langen Schritten eilte er über die Felder und ließ den immer noch staunenden Franz zurück.

Als die Kinder abends mit ihren Schafen heimkamen, erfuhren sie wieder etwas Neues. Pfarrer Markus

wollte sie und ihre Mütter sprechen. Die Kinder mußten sich waschen, sauber anziehen, und neben der Mutter her hinüber ins Pfarrhaus wandern.

Mutter Santos und Mutter Marto waren ganz aufgeregt. Die Zeitung hatte ihnen schon alle Ruhe genommen, jetzt kam auch noch Pfarrer Markus. Wie soll das alles nur enden?

Pfarrer Markus nahm die zwei Frauen und die drei Kinder zu sich ins Studierzimmer. Alle mußten sie sich schön setzen, dann machte Pfarrr Markus vorsichtig die Türe zu, setzte sich an seinen Tis chund sprach:

„Ihr werdet ja wohl wissen, warum ich euch gerufen habe. Bis jetzt habe ich kein Sterbenswort gesagt. Die Sache wird aber immer größer und ernster. Wissen möchte ich von den Kindern selbst, was sie gesehen haben."

„Nichts haben sie gesehen, Herr Pfarrer, nichts. Sie bilden sich nur Sachen ein. Meine Luzia . . ." eiferte Frau Santos.

„Pst, Pst", machte Pfarrer Markus gemächlich, „ich will die Kinder hören. Du zuerst, Luzia. Erzähle mir alles ganz genau, was du gesehen hast."

Luzia erzählte, Franz und Jacinta halfen ihr eifrig.

„Was denken Sie, Herr Pfarrer, was sollen wir tun? Lügen die Kinder? Oder sind sie krank Ich weiß mir keinen Rat mehr. Schläge haben sie schon oft genug bekommen. Weiß Gott, ich kann überhaupt nicht mehr schlafen", jammerte Frau Santos.

„Kinder geht mal raus und wartet vor der Tür", wandte sich Pfarrer Markus an die drei Kleinen. Nachdem sie gegangen, sagte er den Frauen:

„Schlagt die Kinder nicht mehr. Ich glaube nicht, daß sie lügen. Ich denke, sie bilden sich die Erscheinungen ein. Den ganzen Tag sind sie allein auf der Weide, sprechen vielleicht von der Gottesmutter, und dann denken sie auf einmal wirklich, die Gottesmutter stehe vor ihnen. Solche Dinge sind schon vorgekommen. Das wird schon wieder vergehen."

„Das kann schon sein", meinte Frau Santos nachdenklich. „Sollen wir aber die Kinder am 13. Juli wieder ins Irenental gehen lassen?"

„Hm", meinte Pfarrer Markus, „das ist eine schwere Frage. Weiß wirklich nicht, was ich da raten soll. Vielleicht wäre es gut, wenn wir die Kinder noch einmal auf die Probe stellten. Ich glaube nicht, daß die Gottesmutter zu ihnen kommt. Das glaube ich bestimmt nicht. Ich denke aber auch nicht, daß die Kinder die Unwahrheit sagen. Vielleicht sollten sie dieses Mal doch hingehen. Ich werde schon noch mit ihnen reden, und zwar so, daß sie am 13. Juli wirklich nichts sehen werden."

„Das heißt, wenn wahrhaftig nichts da ist", gab er noch nachdenklich hinzu.

Dann erhob Pfarrer Markus sich und rief die Kinder herein.

„Geht jetzt schön nach Haus und tut alles, was Vater und Mutter euch sagen. Vergesset, was ihr da im Irenental gesehen habt. Ihr habt geträumt, oder, vielleicht hat euch der Teufel da Bilder gezeigt, damit ihr anderen Kindern erzählen könnt, ihr habet die heilige Maria gesehen. Ihr dürft jetzt nicht mehr davon sprechen, zu niemanden. Kein Wort, hört ihr? Kein Wort über eure Erscheinungen. Betet fleißig den Rosenkranz, bleibt brav, folgt zu Hause, dann wird alles schon wieder gut werden. Kniet jetzt alle hin, damit ich euch segnen kann."

Die Kinder ließen sich mit erschrockenen Herzen neben ihren Müttern in die Knie nieder.

„Vom Teufel soll die schöne Frau gekommen sein?" Luzia zitterte. „Wie kann der Pfarrer so etwas sagen?"

„Aber", begann der Zweifel in ihr zu reden, „der Herr Pfarrer muß es doch wissen. Er ist der Priester, und die Priester sind doch heilige Männer."

Franz war auch am Nachdenken. Er war jedoch gegen des Pfarrers Meinung gestimmt. Der verlumpte Jose schien ihm viel glaubenswürdiger.

„Wenn der Herr Pfarrer die heilige Maria mal sieht, dann wird er bestimmt nicht glauben, sie sei vom Teufel", ging es durch Franzens Sinn. Sein Glaube an die himmlische Herkunft der schönen Frau blieb unerschüttert.

Jacinta dachte an nichts. Sie staunte nur. Sie konnte einfach nicht begreifen.

III.

Es war Juli geworden. Franz, Jacinta und Luzia waren nicht mehr immer allein auf der Weide. Fast täglich kamen Leute daher, meistens fremde, Städter und Dörfler, die die Kinder mit neugierigen Blicken betrachteten. Man rief den Franz oder die Mädchen an sich heran und fragte sie aus. Hier und da gab es sogar solche, die still daherkamen, die Kinder freundlich grüßten, vor dem Eichbäumchen niederknieten und den Rosenkranz beteten.

Fatima war in vieler Leute Mund. Ursache dazu gaben die Zeitungen, die besonders jetzt, vor dem 13. Juli, starke Artikel gegen Fatima, gegen Priester und Kirche, und für die Politik der freidenkerischen Regierung brachten. Was man damals schrieb, kann man heute noch nachlesen.

Das Volk begann aufmerksam zu werden. Luzias Eltern wollten mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben. Pfarrer Markus hatte sie in ihrer Ueberzeugung bekräftigt, daß die ganze Geschichte nichts weiter als eine Einbildung der Kinder sei.

Luzia selbst war in schweren Zweifeln. Ununterbrochen wurde ihr von Vater und Mutter das Wort des Pfarrers vorgehalten: Dir hat der Teufel etwas vorgelogen.

Das Kind begann langsam selbst an Teufelsbilder zu glauben. Um die Monatswende war sie bereits so weit, daß der Entschluß, am 13. Juli nicht ins Irenental zu gehen, ihr tief im Herzen saß.

Anders war es mit Mutter Marto gekommen. Der Pfarrer hatte gesagt: „Ich werde mit den Kindern reden, und zwar so, daß sie am 13. Juli ganz gewiß nichts sehen werden — das heißt, wenn wirklich nichts da ist."

Dieser Satz wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie sprach mit ihrem Mann, und auch Vater Marto wurde stutzig. Franz und Jacinta waren während der letzten

Wochen wie umgewandelt. Sehr folgsam zeigten sie sich und sehr eifrig im Gebet. Zwar war Franz immer noch lebhaft, wild wurde er aber nicht mehr. Keinen Zank machte er zu Hause und das Lügen schien ihm vollständig entgangen zu sein.

„Der Teufel würde den Kindern das Beten nicht beibringen, auch nicht, daß sie so brav sein sollen, wie Franz und Jacinta jetzt sind", sorgte Mutter Marto. Ihr Mann mußte ihr recht geben.

Manul Pedro Marto und Maria Rosa, seine Frau, beteten jetzt täglich für die Kinder und harrten frommängstlich der kommenden Dinge.

Pfarrer Markus hatte wieder Sorgen. Die Rosa war heimgekehrt. Jose war nicht mit ihr gekommen. Er war es aber der sie gefunden hatte, krank im Bett, bei einem ärmeren, vier Wegstunden entfernt wohnenden Bauern. Durch Jose erfuhren Rosas Eltern von ihrem Aufenthalt, und sie fuhren hin, sie zu holen.

Nun war Rosa wieder daheim und auf. Zweimal war Pfarrer Markus schon bei ihr gewesen, sie wollte aber nichts mit dem Priester zu schaffen haben. Sie wollte ihr Kind.

Pfarrer Markus ging hinüber zum Bernardo. Bernardo versprach, das Kind aus der Stadt zurückzuholen. Heute aber kam er ins Pfarrhaus und brachte ungute Nachricht. Die Behörden wollten das Kind nicht mehr herausgeben. Rosa habe es böswillig von sich geworfen, das Gericht habe ihr dafür alle Rechte auf den unehelichen Knaben abgesprochen. Er werde vom Staate erzogen.

„Man ist in der Stadt nicht gut auf Fatima zu sprechen", berichtete Bernardo dem Pfarrer. „Die Mariageschichten haben uns einen schlechten Namen gegeben. Es sieht mir so aus, als ob die Regierung uns ihre Unzufriedenheit ordentlich fühlen lassen möchte. Die Sache wird politisch, Herr Pfarrer. Wir müßen etwas tun, bevor es zu spät wird."

Gegen Abend kam Rosa ins Pfarrhaus. Sie war krank, das sah Pfarrer Markus sofort, als er sie anschaute. Krank am Leibe und krank besonders an der Seele. Tiefer Haß sprach aus ihren Augen, als sie grußlos vor den Pfarrer trat und mit scharfer Stimme sprach:

„Ihr Pfarrer habt mein Kind genommen. Eure Herzlosigkeit hat mich dazu getrieben, den Jungen hierzulassen und fortzugehen. Ihr predigt Barmherzigkeit? Menschen in die Hölle treiben, das tut ihr. Hölle macht ihr uns hier auf Erden. Das sage ich Euch aber vor Gott, Herr Pfarrer: Daß mein Kind heute ohne Mutter aufwächst und in einem Haus, das keine Religion hat, ist Eure Schuld und die Schuld des anderen Priesters. Was er in der Predigt gesagt hat, stimmt für euch Priester. Ich kann mich noch vor der heiligen Maria zeigen, wenn ich auch gesündigt habe. Ihr aber, die ihr euch so heilig macht und anderen Menschen das Leben verdirbt, ihr seid nur Heuchler, wenn ihr zu Maria betet. So wahr der Himmel ist, sag' ich Euch: Ihr Pfarrer seid es, die sich vor der heiligen Maria nicht zeigen sollten. Pfui, ihr Pharisäer!"

Pfarrer Markus konnte kein Wort sagen. Rosa gab ihm keine Gelegenheit dazu. Sie sagte, was sie dem Pfarrer sagen wollte, und lief hinaus.

Mit tiefgesenktem Haupt saß Herr Markus auf seinem Stuhle. Fatima machte ihm schwere Sorgen. Wessen Schuld war das alles? Die Geschichten der Kinder über die Muttergotteserscheinungen hatte er nicht aufgebracht. Nichts hatte er damit zu schaffen. Das kam alles von selbst. Ganz machtlos war er. So etwas läßt sich eben nicht einfach fortwischen.

Sollte er öffentlich dagegen auftreten?

Dazu konnte Herr Markus sich beim besten Willen nicht entschließen. Wenigstens jetzt noch nicht. Die Erscheinungen im Irenental klangen ihm zwar viel zu unwirklich, als daß er an sie glauben könnte. Warum sollte sich die heilige Gottesmutter auch wohl gerade hier zeigen? Warum nicht in Italien, in Frankreich oder in Deutschland, wo doch nun schon seit 1914 so ein furchtbarer Krieg am Brennen war? Ja, wenn sich die heilige Maria da irgendwo auf den Schlachtfeldern, oder irgendwo anders, weit weit fort von hier, zeigen würde, dann wollte er schon mit frohem Gemüte auflauschen und die Sache verfolgen. Aber hier? In dieser weltabgelegenen Gegend? Und gerade in seiner Gemeinde?

Das war unmöglich.

Und doch — auf gar schwachen Füßen stand des Pfarrers Unglaube. Das merkte er, als er so vor sich hinsann. Herr Markus war sehr fromm. Sein Gottesdenken saß ihm tief im Herzen, und er las viel lieber die Bücher der Heiligen des Herrn als die der gelehrten Gotteswissenschaftler. Früher, als er noch jünger war, machte es ihm Freude, in der heiligen Theologie zu studieren. Was das Herz glaubt, muß von der Vernunft begründet sein, sagte er. Seine Mitbrüder achteten ihn deswegen immer schon als guten philosophischen Kopf.

Auch seinen Pfarrkindern suchte Herr Markus in seinen Predigten viel Denken beizubringen. Heute war es anders damit. Heute ging es ihm nicht darum, daß seine Pfarrkinder viel von Gott wissen, er wollte, daß sie Gott leben. Deshalb predigte er Weisheit, nicht nur Wissenschaft.

Was er predigte, tat er auch mit seiner eigenen Seele. Er pflegte sie in Gott, und was er sagte und werkte, war tief fromm und tief vernünftig. Seine Ehrfurcht vor dem Heiligen wurde mit den Jahren immer größer. Jetzt war er schon so weit, daß er einfach nicht hingehen konnte, um kurz und bündig „nein" zu sagen, wo Heiliges in Reinheit genannt wurde.

Das war der Grund, warum er weder aus noch ein wußte, was mit den Erscheinungsgeschichten aus dem Irnental zu tun sei.

Und die Sache mit Rosa?

Herr Markus atmete ein großes Bündel Luft in sich hinein und blies es kräftig wieder zur Nase hinaus.

Er schämte sich. Warum mußte der Herr Manuel auch gerade jetzt gekommen sein? Gerade jetzt, wo alles schief geht ?

An diesem Gedanken schien Herr Markus jedoch keinen Gefallen zu haben. Er bekreuzigte sich nämlich hastig

und seine Lippen sprachen: „Herr, du prüfst mich und durchschaust mich; ob ich mich setze oder steh', du weißt es."

„Er braucht viel guten Rat, der Herr Manuel. Viel Erfahrung, die bitter ist, wird ihn lehren müssen. Ich ging durch diese Schule, er wird da hineinkommen, jeder Mensch bekommt sie zu spüren. Manche lernen gut, andere nichts."

So sann Herr Markus vor sich hin, in neuer, demütiger Milde und Güte an seinen feurigen Mitbruder denkend. Dann nahm er sein Brevier und ging hinüber zur Kirche.

Im Gotteshause war die Luft so still und so rein. Nichts von dem Lärm da draußen gab es hier. Fatima war ja wohl nur eine kleine Ortschaft. Versonnene Ruhe lag über seinen Straßen, die nur dann gebrochen wurde, wenn die Kirchenglocken läuteten, wenn Kinder beim Spielen laut lärmten, wenn sich ein paar Weiber zankten, was selten vorkam, oder wenn ein Auto sich zeigte, was fast noch seltener geschah. Ja, und wenn eine Kuh aufbrüllte. Das war aber alles. Sonst war es dort kirchenstill. Um Ruhe vor dem Straßenlärm zu finden, brauchte man sich hier wirklich nicht ins Gotteshaus zu flüchten.

An Straßenlärm dachte Herr Markus jedoch garnicht, als er so mutterseelenallein in der Kirche kniete, in diesem eigenartigen, weihrauchduftenden Frieden.

Die Straßen Fatimas waren still, ja. Aber auch in der Stille können große Unruhen brüten, und des Herzens Kummer und Gelüste führen eine furchtbar laute Sprache. Das Ohr hört nichts davon. Der Seele ist sie jedoch größte Qual.

Dieser Lärm war es, die Sorge und die Sünde, vor dem sich Herr Markus hier am Tabernakel so wundersam geborgen fühlte. Er ruhte aus. Schöne Gedanken kamen ihm. Er wollte bei ihnen bleiben. Darum ließ er sein Brevier geschlossen neben sich in der Bank liegen.

Pfarrer Markus wanderte mit seinen Augen vom Tabernakel zum Kirchenfenster, und von dort hinauf zum hohen, blauen Himmel.

Dort droben, weit hinter den Lüften, wohnt der Dreieinige.

„Durch Ihn ward alles gworden, und ohne Ihn ward nichts von allem, was geworden ist", kam dem Priester aus St. Johanni in den Sinn.

„Wir gehören zusammen, der heilige Gott und wir Menschen.", sann er. „Das Denken der Menschen, sein Verlangen und das Empfinden seines Herzens, was ist das? Warum machen wir damit so viele Fehler So grausame, sinnlose Fehler, daß es zu Kriegen kommt und zu Schrecken über Schrecken?

„Gott von Gott ist Christus, und Odem vom Odem Gottes ist des Menschen Geist. Wie zwei und zweii vier sind, und nicht drei, auch nicht vier und ein Zehntel, so gehört des Menschen Geist hinein in den Odem Gottes. Sonst kann seine Rechnung nie stimmen. Die Gnade des Kreuzes, das ist der Atem des Herrn, der hier auf Erden, unter den Menschen, seine Pulse schlägt. Wo Gleiches sich zu Gleichem stellt, wo der Menschengeistt jenem Odem atmet, aus dem er erschaffen, da sieht und will er richtig, und sein Herz hat die Liebe.

„Führt der Mensch jedoch sein Sinnen und Trachten heraus aus Gottes Atem auf Erden, dann begibt er sich in ein fremdes Land. Reich wird er dort an der Klugheit der Selbstsucht und des Hassens, und in seinem Herzen wächst die Bestie, die keine Ehrfurcht hat vor dem Heiligen. Plötzlich aber beginnt sich dann der Mensch zu verwundern, daß ihm hier auf Erden alles so fremd ist. Zerfallen sind seine stolzen Türme, in Ruinen liegen Weisheit und Hoffnung, und die Gerechtigkeit kann er nicht finden.

„Ja, ja. Zwei und zwei sind ganz genau vier. Da helfen keine Bücher, keine Wissenschaft und keine Kriege. Auch Tränen sind da unfruchtbar."

Pfarrer Markus schaute hinüber zum Altar. Ein großes Kreuz stand dort, an dem der Heiland hing.

Herr Markus wunderte sich. Es war doch wirklich zum erstenmal, daß ihm das Antlitz des Gekreuzigten über seinem Altare auffiel. Es sollte ein schmerzzerwühltes Angesicht sein. Es war es aber nicht. Ruhe sprach aus diesen Zügen und Verklärtheit.

Jesus war tot und doch nicht tot.

Seine Liebe lebte. Unter dem Kreuze, im Tabernakel, lebte sie ganz wirklich, als Speise allen Geschlechtern, die da auf Erden wandeln. Als Brot, das nie verzehrt ist und das des Menschen Geist durchdringt und umhüllt mit dem Odem Gottes.

„In Christus ist das Überirdische menschlich geworden, damit das Menschliche aus der Welt von oben lebe und denke und wandle und liebe."

Pfarrer Markus furchte die Stirne.

Er kam auf einen Gedanken, der ihm viel bedeutete.

„Das Ueberirdische wurde in Christus menschlich. In Christus, der in der Krippe lag, in Christus, der am Kreuze hing, der im Tabernakel weilt, ist es ganz menschlich geworden.

„Gott hat sich bei uns eingenistet. Schon damals, als Er uns schuf, war Er unter uns und in uns, und wir lebten in Seiner Luft. Durch das Kreuz ist Er uns noch viel näher gekommen. Seine ganze Kreuzesreligion steht ja doch auf vergöttlichter Menschlichkeit. Diese Menschlichkeit ist wirklich da. Verständlich, sehr verständlich, daß Er auch jetzt noch manchmal menschlich zu uns spricht. So muß es ja doch sein. Eigentlich sollte Er noch mehr zu uns reden — wenn es nach meinen Ratschlüssen ginge.

„Das Irenental. Könnte es möglich sein?"

Pfarrer Markus dachte noch lange nach. Dann erhob er sich, ging mit eiligen Schritten ins Pfarrhaus hinüber, setzte sich hin, und schrieb einen langen Bericht an seinen Bischof. Alles, was er in der Kirche ersonnen, schrieb er nieder. Sein Bischof sollte ihm jetzt sagen, wie er zu handeln habe.

Es war schon ziemlich lange nach dem Abendläuten, als Herr Markus Hut und Stock nahm und auf die Straße trat. Er wollte doch einmal hinüber gehen zum Irenental, um sich zu betrachten, was dort zu betrachten war. Tagsüber wagte er diesen Gang nicht zu machen. Die Leute würden womöglich auf falsche Gedanken kommen. Niemand durfte ihn sehen.

Fortsetzung folgt.

// MARIENBOTE
★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

Vol. XV. July 1947 No. 10

The Family . . . and Catholic Action

In 1930 Pope Pius XI outlined for all Catholics the dangers to and the attacks on the sanctity of Christian marriage and Christian family life. The late Pontiff wrote in his encyclical on Marriage: "When we consider the great excellence of Christian wedlock, it appears all the more regrettable that particularly in our day we should witness this Divine institution often scorned and on every side degraded. For now, alas, not secretly and under cover, but openly, with all sense of shame put aside, now by word, again by writings, by theatrical productions of every kind, by romantic fiction, by amorous and frivolous novels; by motion pictures portraying in vivid scene, by addresses broadcast by means of radio, in short by all the inventions of modern science, the sanctity of marriage is trampled upon and derided. Divorce, adultery, all the basest vices either are extolled or at least are depicted in such colors as to appear to be free of all reproach and infamy. Books are not lacking which dare to pronounce themselves scientific, but which in truth are merely coated with a veneer of science in order that they may the more easily insinuate their ideas. The doctrines defended in these are offered for sale as the productions of modern genius ..."

"These thoughts," the Holy Father goes on, "are instilled into men of every class, rich and poor, workers and masters, lettered and unlettered, godly and ungodly, old and young."

In this terse and vivid language Pius XI has described for us the intellectual and spiritual environment in which Christian marriage and family life is expected to grow.

A VOCATION

The sublime vocation of Christian family life has never been an easy one. It has always demanded for its perfection heroic sacrifice and untiring devotion to one's spouse and children.

But today the difficulties are multiplied over and over. There is no longer only the one and the true teaching on marriage. There are many doctrines, all in varying degrees removed from the teaching of Christ and His Church. Nor does the example of the Holy Family any longer strike our vision with the clarity it had for past generations. Today our vision of the family life of Jesus, Mary and Joseph is blinded or blurred by the many contrary examples which are proposed for our imitation.

We do not live alone. Particularly in our cities we live and work and recreate with great numbers of our fellows. The work of the father in an office or factory, the shopping and social gatherings of the mother, the schools and recreation of the children are bringing whole families into necessary

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

contacts with the world, contacts which in an appaling number of cases have resulted in grave harm to individual souls and to entire families.

The false teachings of which the Holy Father has spoken fall no longer merely on the ears of the few. In past days mothers and children at least had been spared a knowledge of the new attitudes on marriage and the raising of a family. But today these false doctrines are bandied about in offices and factories, in schools, in taverns and on street corners. They constitute oftentimes the burden of conversation at luncheons and bridge games. They are part of the ordinary knowledge of young and old. In former days this teaching was mouthed only by so-called intellectuals whose audience was limited; today false teaching has its proponents among all classes, professional men, students, employers, workers, housewives, social workers.

Even institutions such as the stage, the movies, the radio, with their technical advances have made more simple the communication of ideas and teachings subversive to Christian family life. The automobile and generally improved systems of transportation are bringing people into easier contact with out-of-the-home entertainment, entertainment which gives, with all its professional excellence, an incomplete and shallow picture of real living.

In all this very unseemly picture, however, the most alarming feature is subtleness of the influence these things have on our lives. The grosser elements of paganism we recognize and fight off with a fair amount of success. These are not the big problems. The problem with us Catholics is our failure to realize that the world in which we live is itself living by pagan standards, that its goal is money, pleasure, comfort, that its god is itself. Human life is a glorification of itself, not of God. We have been influenced so subtly that, if asked, we should vigorously deny that the world has affected us.

SO LITTLE DONE

We need not be surprised that we do not realize fully what our environment has been doing to our family life. Environments have been influencing the masses of the people for good or for bad since the beginning. What is surprising is that we have done so little to change that environment at a time when its bad effect is being so frequently brought to our attention by our spiritual leaders.

Today, it is the Church against the world, it is the salvation of the family or its complete disintegration. The field of combat is the whole world, every phase of life which touches the family.

The classes in school, the Sunday sermon, the Catholic paper or magazine are not enough to offset the seven day a week, twenty-four hour a day attack of false doctrine and bad practice on the family life. Nor is parental advice given before the family hearth the complete answer. If the office and the factory, the school and the playground, the movies and magazines have become information centers for the propaganda of the devil, then they can be made, just as well, channels of Christian teaching and example, so that these necessary departments of life will contribute to the growth rather than the deterioration of the family.

We are committed to working in the world. We must live a family life in the midst of a community of families. But by baptism and confirmation we are committed likewise to working on the world. If we don't affect others with the spirit of Christ, if the beauty and wholesomeness of our family does not shine beyond the walls of our homes, then we are not doing a complete job as Catholics. If we don't change our friends, our fellow-workers, then they will change us. If we are not trying to give Christ and Christian ideas, then Christ in us and Christian ideals will be blunted or lost. More than that, if we do nothing to remedy the world we shall be untrue to the command of Christ that we must love our neighbor in deed. No more obvious and propitious place to practice this love can be found than amongst our friends, co-workers and fellow-students.

PIUS XI

In his encyclical addressed to the hierarchy of Mexico, Pius XI outlines the task of all Catholics:
"For indeed, every Christian who is conscious of his dignity and responsibility as a son of the Church and a member of the Mystical Body of Jesus Christ cannot but recognize that the members of this Body must communicate life to each other and have all interests in common. This requires that each one must play his part in contributing to the life and growth of the whole "for the edifying of the body of Christ" and for the glorifying of its Head.
"From these simple principles what a clear aim emerges and what strong encouragement can be drawn, so that many souls that have hitherto been hesitant and timid can find a sure and certain outlet for their piety by collaborating in the work of salvation of souls and by spreading the Kingdom of Christ!

"Further, it is evident that the apostolate thus understood does not ensue from a purely natural tendency to action, but is the fruit of a solid inner formation, the necessary expansion of an intense love for Jesus Christ and for the souls redeemed by His precious Blood, a love that leads one to imitate His life of prayer, abnegation and zeal.

"This imitation of Christ will produce many different forms of apostolate according to the different circumstances and spheres in which souls are in danger or the rights of the Divine King attacked; it will embrace all those

The Last Payment

By Edith Powell Wortman

Danny ran his stubby, freckled fingers along the glossy surface of the mortar gun in Farnham's toy department and sighed languidly. Its thick solid wheels were perched precariously on a pile of scattered books and the muzzle of its browntoned, stuby barrel was sniffing the air for action. It was the largest toy gun he had ever seen, half as big as himself. Jeeps, what a guy could do with a gun like that. He could execute a whole war of his own with it. He might even exterminate the night prowler that had been terrorizing their neighborhood. And that would be real.

He proceeded forthwith to enlighten his mother with these strategical facts and that the welfare of mankind in general depended solely upon Danny acquiring possession of this potent weapon.

"No, Danny," she said hurriedly as if the temptation was too much for her. She glanced quickly at the price tag and then drew him gently away.

"But, Mom — ." Women's minds are like concrete once they had been set. "This is a special kind of gun. The clerk told me it fired blank ammunition that made as much noise as a real gun. That is, for its size."

"You know how it is about that payment on the house, Danny," she argued wearily. 'It's the last payment and if Mr. Wright doesn't get it by Friday he'll take our home away from us. And remember, son," she added, pointing an impressive finger at him, "Mr. Wright is only too anxious for us not to make that payment."

She stepped up to the counter to make a purchase and Danny kicked viciously at an empty cardboard box on the floor. "Mr. Wright," he snorted. "Always Mr. Wright." When his father was living they hadn't even known Mr. Wright and now he was always getting between Danny and everything he wanted. And Charlie Scruggs was the same way, only Charlie was always dirty and always begging for things. And when his mother gave Charlie money to buy tobacco and stuff, Charlie bought whiskey with it. Danny had seen him. But could he convince his mother?

Just the other day after Charlie had finished his stew at their kitchen table, she had asked Danny to get her purse from the buffet drawer in the dining room so she could give Charlie another quarter for tobacco. Danny had yanked open the drawer and snatched up the purse. It was bulging and he figured that was the money she was saving for Mr. Wright. Through the mirror over the buffet he had seen Charlie's wet eyes on him, a loose grin hanging from his bearded lips.

It wasn't fair for her to be giving money to tramps when they themselves had to do without. Like this gun, for instance. He shot a furtive glance at his mother. She was at the other end of the counter arguing with a man clerk whose face looked like a lake that had frozen over during a wind storm. Cautiously Danny began tinkering with the gun's firing appartus. The parts moved easily under his hand and responded joyfully to his touch. He tested the revolving facilities and to his delight the barrel turned menacingly toward the clerk who suddenly turned into a Jap with small-evil eyes. He had a small package in his hand and instantly Danny was behind the gun. That dirty Jap was about to throw a hand grenade at the American Chief of Staff. This was a matter of split seconds — a matter of life and death. With deadly accuracy he aimed at the exact center of the enemy's nose, and, with wild gesticulation, summoned his crew around him.

"Don't shoot till you see the whites of his eyes," he commanded in a sharp whisper.

The Jap chose that very opportune moment to glare at him with his beady eyes.

"FIRE!" shouted Danny.

The gun belched forth a roar of ear-shattering wrath which slowly died down to dreadful whispers that sounded far away. Danny felt a sharp twitch at his ear and, throwing up his hand for protection, smashed it into the large gun. There was a sickening moment as the large toy poised breathlessly, then, slithering on its avalanche of books, dived with a splintering crash to the floor. One of its beautiful wheels lay doubled under it like the broken leg of an animal. Its muzzle lifted sadly as if trying to get a breath of life-giving air.

Danny noted with considerable relief that there were no other fractures, a fact which seemed to be wholly unappreciated by the ungrateful clerk who smartly ripped off the price tag and handed it to Danny's mother with a snorting air.

A cyclone of considerable proportions raged inside Danny as he watched her grimly count out a goodly portion of the money earmarked for Mr. Wright. The only pleasant part about the whole transaction was that the gun now belonged to him. Partly for this reason and partly in self defense, Danny decided then

and there to name the gun Emma—after his mother.

The fact that Emma had but one wheel made her all the more dear to Danny. Some day, he vowed, he would have a new one made for her. In the meantime he propped her against a stump under the lilac bush in the back yard and draped her affectionately with camouflage gathered from the weed-grown alley. Here, during this first day of warfare, he launched an invasion on a distant jungle shore, annihilated one complete enemy division, invaded Tokyo by direct assault, and blew up the Imperial Palace with one final burst of mortar fire.

When dusk fell he pushed Emma on her one good wheel, jeep style, up the back steps into the house to protect her from night raids. He peered through the door of the sun room and saw his mother, silent and intent, bending over her whirring sewing machine. Something contracted in his throat, drawing it up tight and hard. He ran to her and dropped his head in her lap.

"It was my fault," he wailed. "Now Mr. Wright will take our house and—it's all my fault."

He could feel her warm kiss on the back of his neck and her hands stroke his hair.

"We'll make up for it some way," she soothed. "We still have tomorrow—till five."

"But how? How, Mom?" He cast a wild glance at the pile of unfinished garments on the table. "You said even those wouldn't be enough now, not even if you finished all of them."

"Now, you stop worrying and go put your gun away," she said gently. "Put it in the dining room. We don't use it much; might as well make an arsenal out of it." And she smiled at him as if she didn't have a worry in the world. But when Danny came back from putting his gun away he saw the look was back in her face.

It haunted him as he crept solemnly into bed, thrusting his face deep into the cool, clean depths of his pillow. He couldn't make up his mind whom he hated most—Mr. Wright, Charlie Scruggs, or Hirohito. He flopped over on his back and yawned.

Danny shot bolt upright in bed, wide awake now. his eyes trying to pierce the darkness. He became suddenly aware that the hour was late—very late. He heard a sharp little noise, like a chair scraping the floor. Then he heard a padded step. Another step. His heart pounded wildly. Cautiously he slipped to the door and squinted into the darkness of the dining room. The window was outlined in the soft, reflected light of a street lamp. It cast a glow on the polished surface of his gun which stood just inside the door where Danny was standing. He reached over and patted it reassuringly.

Suddenly before his horrified eyes a human form passed in silhouette before the lighted window. It was in the room; he could hear its footsteps! It paused, moved its shaggy head cautiously from side to side. Danny's hand flew to his mouth to stifle an outcry. It was Charlie Scruggs! Charlie was after his mother's purse!

His first frantic impulse was to fly to his mother's room. Then the corner of his eye caught a gleam of light from his gun. It was as if Emma had winked at him. Suddenly he slipped into position behind her and trained her trusty barrel straight at the enemy's rear. His crew was around him sweating for action. He whispered words of encouragement to boost their morale.

"These are the times that try men's souls," he whispered tensely.

There was a sudden quick move from the enemy.

"FIRE!" shouted Danny.

A roar shattered the night stillness into trembling fragments. There was a shriek of terror from the enemy who bounced half way to the ceiling, stumbled over furniture and hit the screen of the open kitchen window with an unearthly ripping impact which sent him bouncing back.

The Discovery of The True Cross

The cross on which Our Blessed Lord died was not unearthed for 300 years. It was the custom in those days to bury near a criminal's grave the articles used in his death. A temple to the pagan god, Venus, had been built over the spot of Our Saviour's burial place. After painstaking search and deep excavations under the direction of St. Helena, the mother of Constantine, the sepulchre and three crosses were discovered under the temple.

The searching party concluded that two crosses belonged to the two thieves, and the third to Christ. But a problem arose as to the means of identifying Christ's cross.

On the suggestion of St. Macarius, the body of a sick woman was touched to each of the crosses, and the woman was cured when she touched one of them. This cross of the miraculous power was accepted as the True Cross.

Of far greater power than the instrument of Christ's Sacrifice, the cross, is the Sacrifice itself. This is renewed daily in all our chapels. Through this Sacrifice of the Mass Our Blessed Lord gives relief to the sick, brings joy where there is sorrow, and protects the soul and body from temporal and spiritual harm.

Your mother is worth every blessing you can obtain for her. You should, therefore, assist at Mass every day during the Novena for Mothers.

Danny switched on the light and his mother, eyes popping with fright, came running out in her bath robe. "What in the world—? Danny, what's happened?"

"Phone the police, Mom," he ordered. He had the situation well in hand. "There's the burglar they've been looking for." He flicked his thumb toward the kitchen. Charlie Scruggs was sprawled in a drunken, rag-torn heap on the kitchen floor, his eyes glazed with stark fear and surprise.

"We have met the enemy and he is our'n," chirped Danny boastfully.

When the police had taken Charlie away Mrs. Tupper sank into a chair and shook her head dismally. "Poor Charlie," she sighed.

"But, Mom, Charlie was a burglar—a real burglar." Danny plopped down on the hassock at her feet.

"Danny," she said thoughtfully, idling with the cords of her robe. "I've never told you before but I guess you ought to know." She reached for his hand.

"Charlie used to have a little white cottage," she began, "and a young, rosy-cheeked wife. She took ill and Charlie had to borrow money from Mr. Wright to pay the hospital and doctor bills. She was sick for a long time and the day she died Mr. Wright foreclosed the mortgage and took his home. Charlie had only one payment left to make." She took out her handkerchief and patted her cheeks. "Charlie started going down after that," she said.

Danny screwed his mouth into a hard knot and kicked the air with his bare right foot. "I wished I was a man," he said stoutly. "I'd—I'd—."

At four o'clock the next afternoon Mrs. Tupper laid down her sewing with a dull, hopeless gesture and stared blankly out of the window. Danny shuffled gloomily out to the front porch where Emma was holding silent vigil over the front lawn. He knelt down and put his arm about her. In one hour Mr. Wright would come for the money which wasn't there—the last payment.

Suddenly a green coupe drew up to the curb and stopped in front of the house. Two men got out. Puzzled and a little frightened, Danny called out cautiously, "Mom, come here quick." She hurried to his side.

One of the men was carrying a camera, adjusting the dangling tripod as he came along. The other breezed up to Danny with

A Saint For Drunkards

In heaven there are saints who were big sinners. Some were adulterers, like Mary Magdalen, some were thieves, like Dismas, the Good Thief. And now the Catholic church is about to raise a converted drunkard to the ranks of sainthood. In the spring Matt Talbot of Dublin will be solemnly beatified by the Pope. Beatification is part of the process leading to the canonization of a person in the Church.

This country is overflowing with hard drinkers, many of them young men and women who are ruining their lives. The story of Matt Talbot's conversion is a text book on how drunkards and near-drunkards can reform their lives.

Modern youth has the tavern and bar to contend with. Matt had the saloon. Of course his first step in the return to a life of sobriety was to admit his weakness and to determine to avoid all occasions of sin .

Matt was aware that, in regard to liquor, he could not go halves; he had to give it up completely. He was smart enough to know that with his makeup he could not play with fire, and the saloon was all that for him. So he kept away from his old haunts. Fellow workers usually spent their evenings in the saloon. Matt avoided this proximate occasion of sin by spending his recreation time elsewhere. He often went to church some distance from the heart of town.

Like many present-day young people, Matt was started on the road to drunkenness by his companions. Intoxicants were easily available to Matt and his friends—they worked in a liquor supply house. Very logically, when Matt determined to mend his ways, he quit his job in the liquor store. So determined was he to avoid the slightest danger of relapsing into drunkenness that he left the home of his parents when his drinking brothers refused to reform. He returned only when the brothers moved out.

Sobriety is not attained without prayer. Matt took up prayer with a vengeance. Not everyone is called to pray like he did, but all those who are trying to reform their lives must have Matt's spirit of prayer. At 2 A. M. he rose and prayed until 4 A. M. In the evening he gave four hours to prayer. He said the rosary every day and recited the various litanies. When there was a lull in the loading of trucks in the lumber yard—his new job—he would turn his heart to a short conversation with God and with the saints.

Lest he miss daily Mass, Matt quit one job so that he could make the 5:30 A.M. Mass. Five dollars was not a very rich weekly income, yet the poor often felt the benefits of alms from these wages.

The young man who knows his weakness for drink will do well to pray to saintly Matt Talbot to assist him in developing the manly quality of temperance.

poised notebook and pencil in his hands.

"Young man," he chirped, "may we have a statement for the press?" He smiled at Danny's mother. "Oh, yes, pardon me. I am Harry Woods and this is Mr. Saxon. Now, just how did you capture this menace to society?" he asked Danny.

Danny stiffened. "Charlie ain't no m-menace to so-society," he retorted hotly.

The photographer had set up his camera and was dancing around under the black cloth, pointing the lens at Danny. "Stand still, please," he commanded pleasantly. But Danny was too full of the tragedy of Charlie Scruggs to stand very still. He turned to the reporter.

"Charlie used to have a little house," he began. The reporter flicked his pencil to his notebook and began scribbling. Danny felt his mother's restraining hand on his shoulder.

"No, Danny," she implored gently. "The people know about Charlie. No one can really help him—except himself."

"But they don't know about him the way we do, Mom," he protested. "We've got to tell them so's they'll understand—so's they'll know Charlie is good inside of him."

"Let him tell it, Ma'm," Mr. Woods interrupted courteously. It's the boy's story we're after and if that's his story—that's what we want."

Eagerly Danny told Charlie's story just as his mother had told it to him. When he came to the part where Mr. Wright took Charlie's home on the date of the last payment — the day Charlie's wife died—he was stopped by a loud, angry voice at his elbow. The startled little group turned sharply and there, with his big chest heaving violently, stood Mr. Wright. He glowered at the reporter.

"You're not going to print that," he commanded angrily; "not a word of it."

Danny turned to Mr. Wright and faced him squarely. "And now you've come to take our house, too," he flared.

Just then the camera clicked and the photographer picked up his equipment and went back to the car. Mr. Woods calmly closed his notebook and slipped it into an inside pocket.

"Thank you, son," he said and shook Danny's hand. "Your story will be on the front page tomorrow morning. AND your picture." He smiled wryly at Mr. Wright.

Mr. Wright's face began to twitch and Danny wasn't afraid of him any more because he knew that Mr. Wright was the one who was afraid now. Danny stepped up to him, his fists clenched tight.

"It's you that is the real m-menace to society," he said angrily. "Charlie Scruggs only took little things from people's houses, but you—you take the whole house and the people with it."

"Why, you little—."

The reporter started down the steps and Mr. Wright grabbed him by the arm. He didn't look angry any more, or very big. "I—I'll pay you for that story," he croaked hoarsely. His hand trembled as he got out a bulging wallet from his hip pocket. Mr. Woods gave him a peculiar look; the corners of his mouth turned up but he wasn't smiling. He turned his back on Mr. Wright without saying a word and started for his car. Suddenly Danny thought of something—something very important.

"Wait a minute," he called to the reporter.

Mr. Woods turned around and Danny rushed up to him. "Tell him," Danny nodded toward Mr. Wright, "that he can have the story if-if he'll give Charlie's house back to him."

Mr. Wright gave Danny's hand a nervous little pat. "I'll do it," he told Mr. Woods eagerly. "I'll deed it back to him. I'll forfeit the last payment. I'll—."

Mr. Woods studied the situation for a moment. "Come to the office in the morning," he told Mr. Wright curtly, "with the papers."

The green coupe drove away and Mr. Wright got into his car. He started the motor, then motioned for Danny to come over. "Tell your mother," he said, "she can have another month on that payment."

When they were alone his mother hugged Danny and splashed a big tear on his face. "I guess we can get Emma a new wheel now," she said happily.

Two Wonderful Mothers

Two wonderful mothers, God gave each one
To love every day in the year;
Our Heavenly Mother Mary, so sweet,
And our earthly mother so dear.

On that day, when we will remember
With gifts, in a special way,
Our darling, earthly mother,
In Mary's fair month of May,

Let us think of Our Mother, Mary,
Send her a gift of prayer,
Expressing our thanks and our gratitude
For her love and her motherly care.

—ELLA M. SHEEHY
Chicago, Ill.

Ursuline Frontiers

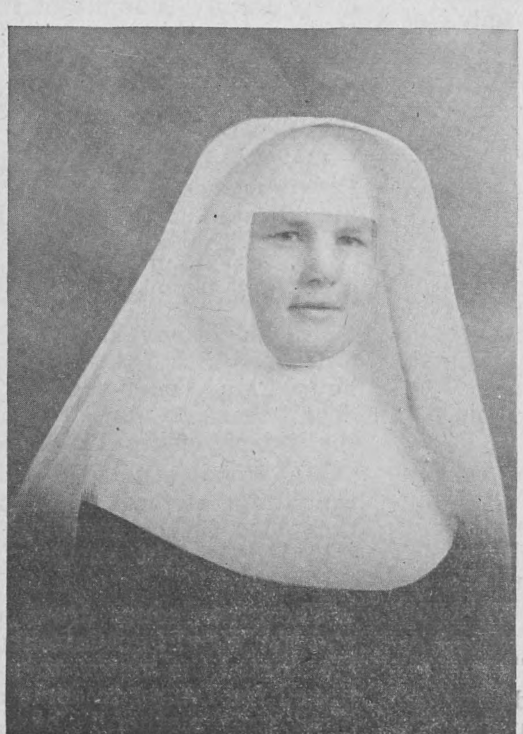
It was in 1535, at a time not unlike our own, that St. Angela Merici founded the Order of St. Ursula at Brescia on lovely Lake Garda, in Italy, and thus brought into existence the first Order of women dedicated to the education of young girls. Years before, in a wondrous vision at Brudazzo, she had seen a luminous ladder reaching to the skies, up which were moving a throng of maidens in noble apparel, each with a diadem and angels mingled among the maidens in resplendent order and beauty. Angela was assured that she would not die until she had founded at Brescia a company like these virgins.

She placed her company under the protection of Britain's martyred princess, St. Ursula, the leader of an endless throng of martyrs and beloved patroness of students of famous universities of the Middle Ages.

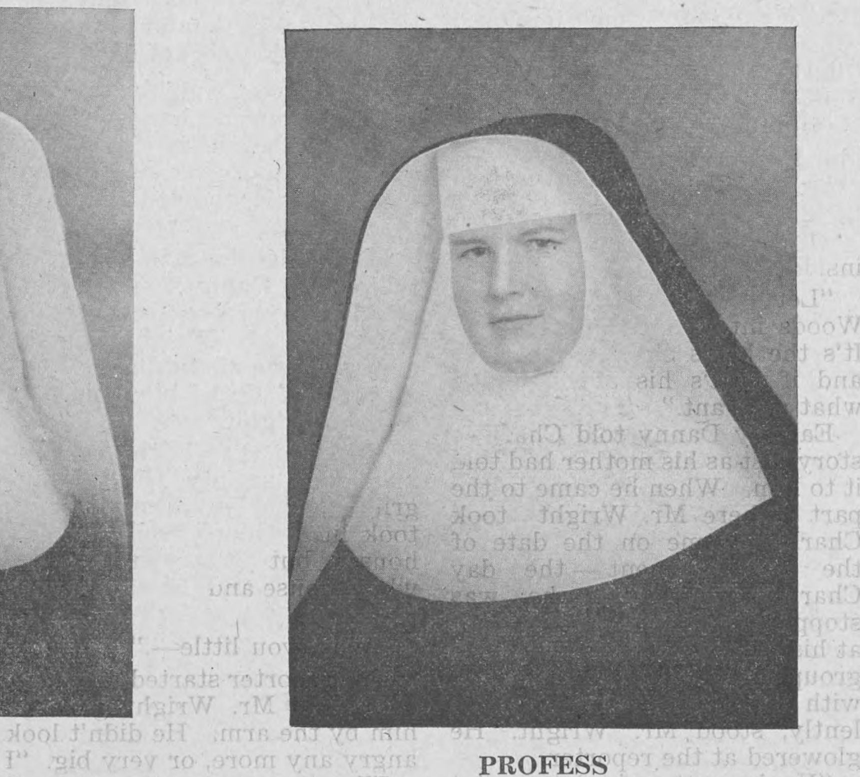
From Italy the Order spread to France and from there to all countries of the world. Mary of the Incarnation came with her two Sister Ursulines to Canada back in 1639 when Champlain was only four years dead and when Quebec itself had existed only thirty-one years. After that France, Germany and Ireland supplied groups of Ursulines to both Canada and the United States.



POSTULANT



NOVICE



PROFESS

The Vibank Ursuline foundation belongs to the observance of Bordeaux. Its geneology is as follows. Liege was founded as an independent foundation but later joined Bordeaux. From

Liege an Ursuline foundation was made in Vienna, 1660; thence to Pressburg, 1676; then followed Breslau, 1687 and Schweidnitz, 1700. From Schweidnitz Sisters came to the United States and the Mother House of this foundation is now at Vibank, Sask.

When a candidate enters, she is first received as a postulant. For six months she follows the Ursuline way of life in order to see if she has a true vocation. At the end of six months, if she wishes to persevere, she is admitted, through the vote of the Chapter, to the Novitiate.

The day of Clothing is a festive day in the community. In an impressive religious ceremony, the postulant receives the Holy Habit and her religious name. During her two years of Noviceship, she studies and lives the life of an Ursuline and her vocation to the life is thoroughly tested.

At the end of the novitiate, having received the favorable vote of the Chapter, she will take her temporal vows and change the white veil of the novice for the black veil of the professed. At the end of three years, she pronounces her perpetual vows and receives the ring as a pledge of her fidelity to her Divine Spouse.

Besides the ordinary subjects of the curriculum, the Ursulines at Vibank also teach Art, Music and Commercial.

Elias and the Angel

Jezabel, the queen of Israel, promoted the worship of false gods in her country. Elias, God's prophet, took steps to oppose her, and the queen immediately ordered his death. Elias, on hearing about his condemnation, fled from the soldiers. His flight sapped all his energy. He became so exhausted by lack of food and the hardships of the escape that he was forced to stop for rest. He no sooner sought relaxation than sleep overcame him.

Elias was awakened from his sleep by an Angel of God who said to him, "Arise and eat." The Angel had brought a little portion of cake and some water. Elias ate the food, and then fell asleep again.

The Angel came a second time. "Arise and eat; for you have a long way to go." Scripture says that "he rose and ate, and drank, and walked in the strength of that food for forty days and forty nights," until he reached his destination and safety on Mount Horeb.

Old Testament stories, like this one, have a purpose. God permitted certain historical facts to be written down for our instruction. By this story God wants us to see that we, like Elias, become exhausted in doing good and in avoiding the enemies of our soul.

Whether modern Catholic youth will remain strong and virtuous, especially in the virtues of purity and modesty, will depend on their devotion to Our Lord in the Eucharist. Every soul finds itself spiritually exhausted at times because of trials, temptations and disappointments. Its strength will be revived in the Eucharist, the means which Christ uses to give new life to the soul.

Christ gave a warning to those who will not eat the Heavenly Food that He offers to everyone; He says that the soul will be wounded by the enemy and die. "Unless a man eat of the flesh of the Son of Man and drink His blood, he cannot have life in him."

A Thought from Monsignor Sheen

"Would that the whole world could realize what an impetus to purity the Church gives in holding up the example of Our Blessed Mother as a model for the young. There is hardly a young man and woman who has not heard at one time from his own mother these words, 'Never do anything of which your mother would be ashamed'. What did she mean by that but that the basic reason for being good is the consecration of self to something higher than self. The mother was trying to make her children see that they should aim to care for another person rather than have the other person care for them. But to do this they must have a love higher than their own will and their own pleasure.

"Since there is a higher love than the human, what was more natural than for Our Blessed Lord to say to us all from the cross, 'Behold, Thy Mother!' It was the Divine way of saying: "Never do anything of which your Heavenly Mother would be ashamed."

The Message of Fatima

ABBE R. PAYRIERE

On the thirtieth Anniversary of the Fatima Apparitions, May 13, 1947.

(Concluded)

Such is the account of Fatima, made as objective as possible and attested by witnesses worthy of credence and by the highest authorities of the Church. We find ourselves in the presence of an exceptional intervention of God in human affairs. Mary is his messenger. If we open the Bible, we find there frequent interventions of God. Are not the books of the prophets a series of admonitions, of warnings addressed to his people, to lead them back into the right way? And why should not God have also a message to give to the twentieth century in the crucial hours in which we live?

THE MESSAGE OF FATIMA

The message of Fatima is an appeal to return to the practices of the Gospel, the only means of saving the world from Divine Wrath. The power of the Rosary is invoked by the title which the Apparition takes and by the insistence with which she recommends its recitation. But the chief and central point of the message, that which it plainly states, is that the Will of God clearly intends to condition the salvation of the human race by establishing in the world devotion to the Immaculate Heart of aMry.

THE VIRGIN AND COMMUNISM

Our Liturgy salutes in Mary the intrepid and vigilant guardian of the Faith and the Truth. You will notice that the Apparitions at Fatima coincided with the birth of Communism. At the very time when this social system appeared, whose dynamic and vitality have been manifested for 25 years with fierce energy, Mary came to tell the Christian world that only her Immaculate Heart could preserve the world from the errors which this new political philosophy carried in embryo. Here is an aspect of Fatima which shows in full its living palpitating actuality. Pius XI condemned both the errors of Nazism and of atheistic Communism. As an ardent supporter of social progress, profoundly convinced that the ruling, conservative and capitalist classes bear an enormous respnosibility for not having seen or rather, alas, for not having wished to understand in their egoism the necessary social and economic transformations which industrial development impose, I regard with sympathy both men and systems which look to amelioration of the working world. But man is not only a body, a stomach; and we shall never be able to admit a social system which is founded on a materialist philosophy and which disposes of the dignity of the person and the human soul no less than of the rights of God. The problem of the day is this; is atheistic Communism able to become Christian Communism, a spiritual Communism? This is the whole question. We have no fear of social economic transformations, however radical, provided the rights of

Fatima

A flash of lightning and she stands
In beauty there, while children turn
From pastured flocks in wonderment,
Their lessons from her lips to learn.

She comes, God's message hers to give
A sinful world, and now she speaks:
"Pray, pray the rosary," Mary says,
"And penance do, for He still seeks."

"The erring ones, the souls who left
The narrow path and, foolish, fell.
For these the roasry you must say
To save them from the fires of hell."

"Pray, pray the rosary," Mary says,
"For blinded Russia's safe return
Into the fold." So, not unlike
The little ones who longed to learn.

His Holy Will, may we too kneel
At morn and eve in manner meek,
And may Our Lady's message be
The only goal for which we seek.

—ALICE M. POWELL
Phoenix, Ariz.

the liberty of the individual conscience, the family, the education of the children and the family are safeguarded. It is said that religious liberty is reestablished in Russia. We are willing to believe that it is so and welcome it with lively joy, but we must recognize that the re-establishment is new and after 25 years of propaganda we demand proof, and the certainty that time will bring.

THE SPIRITUAL AND MARIAN CRUSADE

To the reader of the miraculous facts at Fatima, profoundly convinced of the action of Providence in the world, I dare to affirm that it depends on the Christian world whether the redoubtable dilemma that I have posited will find a peaceful solution. "If men will listen to my demands" (devotion to her Immaculate Heart) said the Holy Virgin, "Russia will be converted and there will be peace. If not, it will spread its errors through the world producing wars and persecutions."

THE MOVEMENT THROUGHOUT THE WORLD

On October 31st, 1942, Pius XII consecrated the world and Russia to the Immaculate Heart of Mary at the close of the jubilee of Fatima. On December 8th he renewede this consecration on the Feast of the Immaculate Conception. At the beginning of the month of May he invited the Apostolic Delegates to ask the Bishops to stir up the clergy and peaople to practice the consecration to the Immaculate Heart of Mary. The medal of June 29th, 1943, the medal struck on the feast of SS. Peter and Paul, which generally represents the most notable event of the year, depicts the Pope consecrating the world to the Immaculate Heart of aMry. Following the appeal of the Pope an immense Marian crusade is on foot. The Archbishops have followed the example of the Pope. The last pastoral letter of Cardinal Hinsley was consecrated to the Immaculate Heart of Mary. With a unanimous gesture all the dioceses of France consecrated themselves to the Immaculate Heart on May 28th, 1943.

GRAINS OF GOLD

A contrite heart should ever remain tranquil and at rest, like the depths of the sea, which are always calm, no matter how fierce the storms and gales which agitate and disturb its surface.

If God be Truth and God be Love, it is not absolutely inevitable that the Love of God should bring the Truth of God down to the level of the very simplest?

Small things that are near are greater than great things far off.

The way of the spiritual path is strewn with the wrecks of souls that might have been friends of Christ.

We are all very simple; it is when we forgot that, we go wrong.

It needs more courage to refuse than to be foolhardy.

If religion were small enough for our intellects, it could not be great enough for our soul's requirements.

Next to morals there is nothing so important to be taught as logic. A man is helpless if he does not know a good argument from a poor one.

We are bound to plead for children since they cannot speak for themselves, and to labor that they be not deprived of the grace of Christ, which they cannot by their own efforts obtain.

Life is what you make it. You may cry and lament about its wickedness and wretchedness. You may find your way into a dark corner and bury yourself there, but, you cannot escape the trend of things by hiding. You can find what you are seeking. Are you looking for the sunshine or the shadows?

PRAYER FOR A PRIEST

O Jesus! Eternal Priest, keep Thy servant within the shelter of Thy Sacred Heart where none may harm him. Keep unstained his anointed Hands, which daily touch Thy Sacred Body. Keep unsullied his Lips purpled with Thy Precious Blood. Keep pure and unearthly his Heart sealed with the sublime marks of Thy Glorious Priesthood. Bless his labors with abundant fruit, and may they to whom he has ministered, be here below his joy and consolation, and in Heaven his everlasting crown. Amen.



Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:—In recent months I have not altogether been true to form—medically speaking, I mean,—for I have been more or less skimming the surface, talking through my hat (or what it is supposed to cover), as it were. I have tried to give you various angles of this head of ours and its appendages as something distinct from our body proper. According to modern concepts of anatomy, our magazines, newspapers, etc., do not really refer to the head when they write about such and such a one as having a "nice" body. Modern trend of opinion seems to have all body and no head. I can only say, in a modern sense again, that the head is really an appendage, stuck onto our bodies by means of a spinal cord, to give it a modern artistic touch, so to speak.

Throughout the millions of years of man's existence there never has been a fixed and firm conclusion as to which organ of the human body is the most important. One school holds fast to the opinion that the heart should have priority; another that the head should be favoured and a third appears to have the insignificant conviction that every organ is important provided that each is kept in its proper place.

In reality, we cannot really say that it is the head, since so few seem to be able to keep it in its right place. There is one on everyone's shoulders, but they are to be had for a dime a dozen —heads I mean—anywhere in the old world. We, on this continent, haven't yet realized that a head can be bought so cheaply.

Nevertheless, we have so many heads that have become a burden to the shoulders that carry them and useless except for the purpose of having them published in newspapers and on the screen as things of beauty. For instance, how many heads were better off, in more ways than one, when we consider what they have to say in regard to politics, to race and religion, in regard to marriage and divorce, or when they eulogize on the rights of the individual or the rights of a government.

Now, we all know that politics is headless for one thing and heartless for another. Races and religions are losing heads by the millions. The individual, who has been the proud possessor of an unwritten code of rights, has slowly but surely been forced to give these up to governments, to whom he has become but a serf. The modern head has lost its sense of proportion, its human value. It has lost its spiritual grip on the bond of matrimony, which has become but a moulded and plastic thing. Everyone can now run to the nearest dispenser of peace and, for a few dollars, can buy a dissolution of that bond, a divorce 'for a song'.

On grounds of incompatibility, — incompatibility of what? — husbands are no longer husbands, or wives wives. For the foregoing reasons, and others for which the Medical Corner has no room, I cast my vote in favour of the heart, but it must be kept in its rightful place.

Years ago, before a fat and carnivorous kind founded a new church based upon the incompatibility of six or more wives (history mentions only six), the world was apparently a fairly decent place to live in, because the bits of humanity, who then inhabited it, had not yet acquired that intellectual superhumanity of which we, in our day, appear so proud. A college education, in those days, was a college education, which concerned itself little with the incompatibilities of hearth and home, or with the contention that alcohol was the root of all evil, or that humanity must become vegetarian in order to escape the wrath of God. Nor did they need the gospel written on stones and posters by the wayside. God really existed then, for no one had yet become clever enough to reason Him into a relative thing, or educated enough to apply to Him the rules of psychoanalysis.

Oh, definitely, we have advanced far along the intellectual highway of education, but it is so full of chuck-holes and wash-board that only a complete resurfacing would give it the polish that it lacks. The heart has gone out of it. As the head

Father Buliard's Story

By Aristide Philippot, O.M.I.

The morning of November 6, 1939, dawned bright and clear at Repulse Bay, the tiny Eskimo trading post north of Hudson Bay, on the Arctic Circle. Father Mark Lacroix, O.M.I., superior of Our Lady of the Snows Mission, advised his young assistant, Father Joseph Buliard, O.M.I., to take advantage of the good weather by going for a hike.

As twenty-five-year-old Father Buliard was only two months at the mission, it would be dangerous for him to attempt a trip on land. One could easily get lost among the trackless hills. But the Bay had been frozen over for severals weeks and a journey to its three small islands would be just the thing. With luck, he might bag a few rabbits for the mission larder.

Accordingly, at nine o'clock the young priest set out, ready for a needed holiday. As the mercury was at 22 degrees above, he wore a leather windbreaker, sealskin boots, a fur cap and woolen mittens. Slung over his shoulder was a knapsack in which he hoped to bring back some game .

The first island was only a quarter of a mile away, but it had nothing of interest except a fox pen belonging to the Hudson Bay Company. At the second island, a mile beyond, Father Buliard spent some time yet found nothing to take a shot at. The game, if any, must be on the third island. He would head for this, and then Heaven help the rabbits!

Drawing near his objective, he made a sad discovery; it was surrounded by water and therefore inaccessible. There was nothing to do but turn back. Yet not wanting to return by the same route he headed west toward a strip of land called the Aivilik peninsula.

Here the ice seemed solid enough, but was very slippery. Suddenly the young priest lost his footing and fell. To his horror, the fall broke the ice and he plunged into the sea.

Gasping for breath he grabbed the edge of the ice and tried to climb back. It broke as soon as he put his weight upon it. The cold was numbing his legs and his watersoaked garments were pulling him toward the bottom. In desperation he cried out for help, shouting at the top of his voice. Then he realized he was more than a mile from shore. He was lost!

With this certainty, his panic left him and he began courageously to prepare for death. First he threw onto the ice his glasses, his fur cap and one of his mittens (the other mitten and his gun had fallen in the water), so that Father Lacroix would know what had become of him. Then holding onto the ice with both hands, he offered his life for the conversion of his beloved Eskimos and for the safety of his brothers who were serving in the French army. What a blow to his poor mother should her other sons be killed in battle after he had been drowned in the far-off Arctic Sea!

Finally, prepared for death, but still very much alive, he had the happy thought to try to throw off his knapsack. Holding onto the ice with one hand, he proceeded laboriously to lift it over his head and let it fall into the water. Relieved of this weight, he again tried to climb onto the ice. This time he made it! Thank God, he was saved!

At least so it seemed at first.

---

took the wheel so was the heart forced to take the rumble-seat. Modern humanity has tried to think, to head its way into heaven.

Another reason why I favour the heart is the fact that we all know the limitations of the contents of our heads, while the heart has no bounds and no barriers, and God alone knows the secrets of its strength. It is such a small thing stuck behind a few of our ribs, but the power it contains is limitless. This latter constitutes the greatest danger. Both its loves and its hates can be infinite. For the salvation of democracy the heart can hang one dictator only to set up another to destroy it. By this paradox it can let millions of innocent starve and perish in abominable misery, only to obtain the love of one. The heart can seek peace with the support of bombs and bullets, it can destroy nations, it can pave its highways with the blood of millions, only to mock at peace while seated at an international conference table. The heart of democracy has always saved to become enslaved, fed the underdog only to be bitten in the hand, fought wars and killed for the joy of it, only to be itself stabbed in the back. And amid all this we have the audacity to seek a universal peace, but not one of its seekers has the guts to abide by its rules.

In contrast to all this we stop a moment and look at another table of peace. The Creator of this Table sits behind a Tabernacle, waiting. He asks no one for land or for ships, does not spend billions on atomic bombs, but simply waits. And those who come are filled with that other peace that the world has long ago lost, and which it can regain only if it returns into His outstretched arms. What the heart has not received from Him it cannot give.

So long!

His watch, which had stopped when he hit the water, said 10:45. He had been in the water about fiteen minutes, so it must be eleven o'clock. By noon he would be home, none the worse for the wear.

Putting on his wet cap and sticking his now useless mitten in his pocket, he picked up his glasses. They were a mass of ice, and as fast as he could melt the ice with his hands, they froze again. Into the pocket they went as he headed back the way he had come.

But now his real trouble began. Nearsighted, he was unable without his glasses to make out even the nearest island. He managed, however, to follow his tracks until he could see the middle island of the group. But by now he was a mass of ice. Half frozen himself, he began to stumble and fall. Could it be that he had escaped drowning only to freeze to death? He began to despair of ever reaching the mission alive; yet all the time he hurried on, rubbing his hands and striking them against his sides to keep them from freezing.

On reaching the island, which was quite hilly, the wiser thing would have been to walk around it; but in his haste Father Buliard attempted to cross it. After many a bad fall he reached the farther side, only to find he could not find a way down the cliff to the shore. There was nothing to do but go back and take the roundabout route, losing many precious minutes.

Agonized by the cold and by the thought that he might still lose his way, the young missionary pushed on to the next island. Fortunately, he covered the intervening miles successfully and at last came in view of the Mission. Cheered by the sight, he began to call out for help and was heard by an Eskimo, Peter Black, who ran to tell Father Lacroix. Grabbing his parka, the superior ran out to meet his struggling confrere.

It was exactly 11:50 when Father Buliard reached the Mission. His first thought was to rush to the fire, but Father Lacroix grabbed him and with the Eskimo's help cut off his frozen garments and bundled him into a fur-lined sleeping bag. It was six hours before they had him completely "defrosted," but fortunately his system was able to throw off the chills and suffered no serious consequences from the immersion.

With his hands, however, it was a different story. On his arrival they had been white with frost and were hard as wood. Plunging them into cold water restored the circulation in part, but by mid-afternoon it was evident that they had been severely injured and the pain became almost unbearable. At six the Mission and, seeing the hands, said it would very likely be necessary to cut off at least four fingers.

The next day found the hands worse. Lacking medical skill and proper supplies, and being 300 miles from a hospital, Father Lacroix saw only one thing to do: get in touch with Chesterfield by radio and ask for advice. The Hudson Bay Company factor generously put his transmitter at the disposal of the Fathers and soon had a radiogram off to the Government station at Nottingham Island. From here it was relayed to Doctor Melling at the Grey Nuns' Hospital at Chesterfield Inlet.

Doctor Melling inquired as to the condition of the hands, the temperature at the time of freezing and the like. He then prescribed hot compresses, bathing the hands in alcohol to avoid infection, sedatives to relieve the pain.

All very well. But the medicine kit at the Mission boasted neither alcohol nor opiates. The Hudson Bay factor generously donated his sole bottle of brandy to bathe his hands with. But there was nothing to do for the pain but pray.

For a week the young priest bravely bore his sufferings, hoping for the best. By then the index finger of the right hand

MY MOTHER'S ROSARY

I always thought it wonderful
To say the beads each day
Until, my darling mother,
You taught me how to pray—
Not once a day the beads you'd say,
But many, many more
And oh, how many graces you
Must have had in store!
Your soul is surely now entwined
With jewels, for you taught
A lesson that is priceless—
That never could be bought.
I, too, now say my rosary
Many times a day
And, just like you, I always find
The time to stop and pray.
Some day when I'm in heaven
And your dear face I'll see
We'll say the beads together
For all eternity!

—JO SCHUCK
Chicago, Ill.

had become entirely black, the third and fourth fingers seemed to be going the same way. Worst of all, the vile odor which Father Lacroix had noticed while dressing the fingers on the second day had now become very strong. All the symptoms of gangrene were appearing!

At six o'clock on the evening of November 16 the situation was explained to Doctor Melling in detail, and the question asked, "What should be done about the corruption of the fingers?"

"Cut off the corrupted part!" was the cryptic, and heart rending answer.

In the meantime, Bishop Arsene Turquetil, O.M.I., Vicar Apostolic of Hudson Bay, had kept close watch by the radio on the progrescs of the case and had offered to send an airplane to take Father Buliard to the hospital. On receipt of Doctor Mellings message, the Bishop immediately wired Ottawa to send a plane to Repulse Bay.

Then began those three awful weeks of waiting (recounted by Bishop Clabaut in the February 'Oblate World,) while the Canadian Airways plane battled the worst weather conditions in its 1,400 mile flight from Winnipeg to Repulse Bay, by way of Churchill and Chesterfield. One disappointment followed another until finally all hope of waiting for the doctor to operate was lost.

Again orders came over the ether, "Cut off the corrupted parts!" The grim history of more than one Oblate missionary in the Arctic was to be repeated in this young priest who five months before had been a carefree scholastic in sunny France. Lacking anaesthetic or proper antiseptics, Father Lacroix took a kitchen knife, plunged it in hot water, and then set about his task, cutting off bits of corrupted flesh from the first and third fingers on the right hand. When it was over, the surgeon was more distraught than his patient.

Finally, on December 9, shortly after noon, the fliers landed at the Mission. The following morning they took off with their passenger for the 300-mile hop to Chesterfield Inlet. Once at the hospital, under the skilled care of Doctor Melling and the "Angels of the Arctic," the heroic Grey Nuns of Nicolet, Father Buliard's condition improved considerably. But not even the well-equipped mission hospital could provide the special treatments required if life was to be restored to the prist's fingers. Accordingly, on the morning of December 13, the flyers and their patient set out on a 1,100 mile trip to St. Boniface. One week later, after being grounded for six days at God's Lake, they reached the hospital.

Again under the Grey Nun's care, Father Buliard recovered rapidly from his six weeks' ordeal. No further surgery was required, and even the depressions caused by Father Lacroix's kitchen knife seem to be filling out again. There will be some stiffness in the fingers; but Father Buliard hopes they will soon again offer the Holy Sacrifice at Our Lady of the Snows Mission at Repulse Bay.

MARY, LEAD US ON

O Mother Mary, ever sweet
Mother ever dear,
Lead me to my Savior's feet
And keep me always near.
Lead me to His throne so bright,
Take me there to stay.
Where angels praise Him day and night
In song, and when they pray.

—RAYMOND JOSEPH PETRIC
Joliet, Ill.

Queer World

SLANG among the big league ball players: A banana stalk is a bat made of poor wood. Pay ball—the pitch when there are two strikes and three balls on the batter. Blind Tom—an umpire. Chinese homer—a strikeout. Pulling the string—when a pitcher chucks a slow ball. Goal tender—a patient batter at the plate. Pouring the pine—making a solid hit. Blue dart—a line drive. Unbutton the shirt—to take a full swing at the ball. Leg hitter—a fast runner who beats out infield hits. Fishing trip—when a batter swings at bad balls. A base on stones—a grounder that caroms off a pebble.

* * *

Of course the BOY SCOUTS know this, but maybe you don't: You can use your watch for a compass by pointing the hour hand toward the sun. Due south is then exactly half way between the hour hand and the figure 12.

* * *

It's hardly credible at first thought, but the air you breathe during a single day weighs more than the food you eat in the same span of time.

* * *

In on the ground floor: The minimum dues for membership in the League of Nations were $9,850 a year, but only the smallest nations got by with so light a tap.

The Way for Me

By LOUISE PARNELL

The minutes stretched themselves luxuriously in seemingly easy comfort as they snaked the long flight of asthma-inducing stairs that led to the small flat of Peppina Martella. But to Peppina Martella the easy climb of the minutes, as they settled themselves possessively in her heart, became the hard-fisted knots of despair. Despair that wrenched its way out of her jet black eyes from which the youth long since had been drained. Cold-hearted despair that made the minutes appear to be hours. And the hours years. Or, rather, eternity in its endless stretch of baffling computation.

It was hardly the thing to do on a rain-soaked night such as this. Had it been up to Peppina to choose a night for her vigil, it is certain that she would not have chosen this night, with its tempestuous beat of the rain to flog her already harassed senses. Nor would she have chosen any other night. for that matter. For the purpose of the vigil was hard. And it was difficult to understand, too.

Peppina caught each rain-spattered flash of a headlight as it searched its way in the rain. Quick expectancy keyed her heart to submission. Breathlessly, she obeyed. But, in obeying, she found that the headlights were not those of a kindly neighbor who was taking her boy home to her. Her boy. Joe. The Martella boy, as everyone in the neighborhood always referred to him.

Work-gnarled hands continued to wrench their cry of agony in unison with the cries in her heart. And still, with the passing of the hours, Joe did not come home.

There was time to think now if only her harassed mind would let her think. Her eyes caught the hurrying shadows of rain-coated figures as they hurried their separate ways to their homes. Of each, Peppina wondered if the same distress outlined their hearts as outlined hers now. That it couldn't, Peppina was certain. And with the thought, her own distress grew in leaps and bounds.

Suddenly, her eyes caught the shape of her boy in the rain-spattered streets below. But the shape was not of the boy as he was today. Nor was the pavement rain-soaked as it was now.

It was Giuseppe as he had been in the what seemed to be now long ago. Only fifteen years, to be exact. A healthy robust lad of seven. Always the hub of the neighborhood cluster of boys. His father had been alive then. A hard-working cobbler who tended to the neighborhood soles.

There had been no cause of worry for Peppina then. But the elapse of a few more years and they had seen Gaetano dead. Then Peppina's trials and tribulations had come to the surface. She had had to earn a livelihood for herself and for Giuseppe. But it wasn't to be for long, Giuseppe's boyish ardor had assured her. It made her swell with pride to hear him say that, even though it had seemed as though it would be a long time before little Joey would be old enough to go out to work. Longer even if one were to think of the long, hard years that would be needed to study and to practice before one was really a doctor. For that is what Peppina always had thought of for her boy.

The years had passed. With them, Peppina had become accustomed to her work in the handkerchief factory. Joey had helped out, too. With small errands, at first. Then with the newspaper route. All this had made Peppina very happy. Not for the money he would bring to her but for the flow of anxiety he evinced from her.

He was little over seventeen when he graduated from St. Joseph's High School. Both Peppina and Joey were convinced that he would become a doctor. But the war came. Joey had told Peppina that whatever convincing there had been would have to wait until an uncertain tomorrow. One that would say: "This ghastly business of war is over. Your life is yours now. You may do with it as you wish.

The sardonic words cut into Peppina's mind with the same tempestuous force as did the driving rain against the windows of the room. Repercussions of the words in her mind made Peppina remember the way Joe had said the words to her.

His life his, now. For it was all over with now. And Joey would do with his life as he pleased.

As he pleased! Of course. But it was hardly the way he had pleased then. Hardly the way Peppina had pleased then, too. Not seeming to have a purpose at all for living.

It was six months since he had limped his way home. The empty trouser leg at his right had been replaced with an artificial limb. That first moment she had seen the empty trouser leg had not been an easy moment for Peppina. She had had to swallow the tears. For she did not want them to come. They must not come for how much more difficult it would have been, she had reasoned, had there been no

Joey to sport an empty trouser leg. tI had been good to have him back. Since, the artificial limb had done wonders — to Peppina's peace of mind, at least.

But the old solicitous and some time carefree Joey had not come back. It was a pensive, almost reckless in his pensiveness, man who had returned .

"It's going to be tough without this leg, Mom," he had said.

"No, no, Giuseppe! We'll forget it's—it's that way." The words had come easy though they had been hard words.

She had tried everything to make him forget. But he didn't want to forget.

"I'm not going to be a doctor, Mom," he had told her. "Not ever." There was solid, soldier-like determination flooding his voice.

"But why, Giuseppe? You know how much you wanted to be one," she ventured, almost tremulously.

"That's right, Mom. Before — before this leg of mine hit me in the eye. Every time I look at it now I realize how futile everything is. Medicine, along with everything else. No doctor can ever put the real leg back for me. And no money in the world can do it either. Do you know what that means, Mom? You see why I don't want to be a doctor any more? I don't want to be somebody who cant' really help."

"But there are so many ways in which a doctor can help, Giuseppe." There had ben no end of arguing about this point. Peppina thinking there was so much he might do as a doctor. And Giuseppe — he had had the evidence that it was otherwise. It was not his vocation now.

"What is it you would rather do, Giuseppe? What is it you would rather be?" There was anxious concern in Peppina's voice as she had said this. The same font of concern that always flooded her voice when she spoke to Giuseppe on matters of grave importance.

"I don't know, Mom. Not for sure—anyway. And I can't tell you until I'm sure. And then—"

"Then what, Giuseppe?"

"Well, maybe I can never be what it is I have in mind. Maybe this missing leg —. Maybe it could keep me from doing the thing I want to do. So I better not say. Not until I'm sure, Mom."

He had kised Peppina, the warmth of his love temporarily silencing the fear that wanted to beset her.

As the days had continued Peppina had seen the growing pensiveness in Giuseppe. Mother-like, her heart had cried out to him. But she knew she must seal her lips in silence. She knew, too, that there was a terrific struggle besetting the heart of her boy. And though it hurt, she knew she could not lend a hand in relieving that struggle. There was none but himself to help himself.

There had ben a stirring sense of fear in her heart as she had seen Giuseppe leave the house this evening. Why, she hadn't known. He had been going out like this, listless and pensive, for so many, many nights now. As though, in going out, he would be able to find the real self for whom he was searching. Perhaps the driving rain had increased the fear in Peppina this evening.

Peppina rubbed her eyes hard. As though wanting to squelch in them, for all time, the tears that were her constant companion. Her heart snapped excitement as she caught the shadow of Giuseppe's figure crawling along the tenament. She caught her breath at the sight of her limping boy. She stretched her eyes until she outlined his figure well. She tore from him the raidrops that wanted to pelt him, and that wanted to make his figure grotesque. He was up the short flight of stairs that led to the tenement.

Peppina ran to the door. She pressed her ear gainst it. Before long, there would be the clackety-clack of the leg that was his. And still not his. She waited im-

---

DID YOU KNOW?

● When the Most Rev. Joseph Masterson, new Archbishop of Birmingham, England, received word of his appointment, the first to hear the news from the new prelate himself were the teachers and students of his parish school at Levenshulme, near Manchester. One small boy, offering his congratulations after his own fashion, hoped His Excellency would "have a good time".

● Mrs. Petronella Gloss, "honorary mother" of the priests of the New York archdiocese, died recently at the age of 105. A native of Poland, Mrs. Gloss received the title of "honorary mother" on the occasion of her 100th birthday. On that day she also received congratulatory messages from Pope Pius XII and Cardinal Spellman.

● An obscure monk, Antonio de Cereso, of Novita, Panama, anticipated the building of the Panama Canal by almost 150 years. In 1783 he built the ditch that connected the Atrato River, which flows into the Atlantic, with the smaller San Juan River, which runs into the Pacific. This "canal" was used by Indians or Whites with canoes for the transportation of goods east and west. During the administration of Theodore Roosevelt, the project of de Cereso received serious consideration as an alternate location for the construction of the Panama Canal.

● "Man o' War", the most famous race horse that ever lived, has acquired a new honor and greater dignity. The State of Kentucky has made him an honorary colonel in the first cavalry division. Henceforth he shall be known as "Colonel Hoss, Suh!"

—J. M. Vosburgh, O.S.M.

patiently for that rythmic sound that was so much better than the empty trouser hole. The rhythmic sound that said he was home. Hurried excitement rubbed her eyes, wanting to squelch the tell-tale evidence of the sorrow that was there.

There was Giuseppe's key at the door. As though she hadn't known he was coming! Peppina smiled dreamily, her hand already opening the door.

"It's you, Giuseppe," much as though she were surprised to see it was he. Her anxiety came out in smiles that wanted to wreathe all things about him with a glow of radiant happiness so that he might be happy, too.

Hello, Mom. Why did you wait up for me?" There was a transparent glow in his voice that didn't match his reproachful words. A glow that didn't even match the rain-drenched coat that sat about his shoulders. Peppina's heart caught the glow, and wondered. It was the first time, since he had come home, that she had seen it in him. The misery of the night became torn to fragmentary shreds by the brilliance of the glow. It was that bright and encompassing.

Peppina helped him peal the wetness from his body. He sat down at the table.

"What is it, Giuseppe?" Peppina could refrain no longer from asking what it was that was the cause of the glow. She caught the smile that answered her. No longer troubled but serene. No longer ill at ease but comfortable. As he had never been before.

"I found myself tonight, Mom. I know now what it is that I want to be."

"Yes, Giuseppe?" She posed the question expectantly, hoping it would be the last time her heart would be held in this strange suspension.

"Tonight — out there —" and he pointed to the maddening elements that were still delighting themselves in the exercise of all their fury. "Tonight I found myself, Mom. This time I'm sure. There is no doubt now."

"Yes, Giuseppe?"

"I am going to become a priest, Mom. It's the only life I want. I want to make a complete gift of myself to God."

He tried to catch the life in Peppina's face but it was as though it had been drained from her.

"You see, Mom, when the men were rotting in their foxholes none could do them any good. But God could. And tonight with this rain, none can ordain it to stop. But God can. That's why the way of God must be the way for me." He paused, as though wondering how his mother would accept this new trend of mind.

Peppina stiffled her emotions. Perhaps it was because of the suddenness of the words. Perhaps it was because of the newness she was seeing in Giuseppe.

"It is good of you, Giuseppe, to want it that way. It must be the way of the Lord, too."

"Then it's alright, Mom?" Jubilation jumped from his voice. A new kind of jubilation for Peppina. One she had thought never to see in her boy.

"I can never say 'no' to you, my son." Peppina lowered her head. There was too much love flowing out of her eyes. Giuseppe must not see that love. He must not look into her eyes and see the stretch of lonliness that already was taking shape in them.

As a doctor, she would have had him near her until God would have willed it otherwise, for her. As a priest, she would not have him near her. For the life of a priest is a life devoted to God. She had been trained in lonliness these past war years. Now she stood in sore need of that training.

"Thank you, Mom." He kissed her lightly. As though his kiss did not belong to her but to Another who is far greater than any of us.

"God's way is best," Peppina repeated, again and again. It was as though they were the only words her lips could say.

A PRIEST

"To live in the midst of the world without wishing its pleasures; to be a member of each family, yet belonging to none; to share all sufferings; to penetrate all secrets; to heal all wounds; to go from men to God and offer Him their prayers; to return from God to men to bring pardon and hope; to have a heart of fire for charity and a heart of bronze for chastity; to teach and to pardon, console and bless always, My God, what a life! And it is yours, O Priest of Jesus Christ!"

When we fail before men how we strive to explain and to justify ourselves, but do we do it when we fail in God's sight!

The only good reason that one can have for refusing to speak to another is that it would be an occasion of mortal sin—unless the other is deaf!

What do you think is the most necessary virtue for an American to have today?

Well now, this is a poser! Charity is the queen of all virtues, isn't it? But then again, what good would that be if a person did not have Prudence? Frankly we have always had a love for the fine virtue of Loyalty. The sweetest virtue in a Catholic girl is Modesty. To say that we like our boys to be Manly just pushes the question along and makes us ask, "What characteristics make a man Manly?" A kindly man will always have Tolerance.

Why not combine all of them into one word and say that the finest quality is 'Unselfishness.' There are too many chiselers loose nowadays.

* * *

Why do we not hear the "Magnificat" sung more often in church? Please print the English translation of this beautiful hymn.

The **Magnificat** is used very often in the liturgy of the Church, but its most common public use is in Vespers. Vespers, as a public devotion, has declined considerably in the last few decades and, for this reason, the **Magnificat** is not often heard. The **Magnificat** is indeed a beautiful hymn, a poem inspired by God in the overflowing heart of the Blessed Virgin on the occasion of her visit to her cousin Elizabeth. Its lyrical eminence marks a transition from the Old Testament of preparation and promise to the New Testament of fulfillment. Many great composers have been inspired by the depth of its religious emotion and its musical settings are varied and of great merit. The translation is:

My soul doth magnify the Lord.
And my spirit hath rejoiced in God my Saviour,
Because He hath regarded the humility of His handmaid;
For behold from henceforth all generations shall call me blessed.
Because He that is mighty hath done great things to me: and holy is His name.
And His mercy is from generation to generation; to them that fear Him.
He hath shown might in His arm; He hath scattered the proud in the conceit of their heart.
He hath put down the mighty from their seat: and hath exalted the humble.
He hath filled the hungry with good things: and the rich He hath sent empty away.
He hath received Israel, His servant: being mindful of His mercy.
As He spoke to our fathers: to Abraham and to His seed forever.

* * *

Is there a difference between morality and modesty? Be specific.

The standards of morality are permanent; those of modesty are always changeable. Morality is everything that immorality is not. Acts, books, thoughts and the like are moral or immoral in so far as they are friendly to or opposed to the law of God.

Modesty is an elastic, pliable and changing thing. Fifty years ago it was immodest for a girl to smoke or to use lipstick and nail-polish. Puritanical souls may have thought it immoral as well, but they were wrong, then and now. Styles of dress and habits change from year to year, and clothes that are modest today may be immodest tomorrow; or clothes modest in one place may be immodest in another. And vice-versa, too. That is the intriguing thing about fascinating modesty.

* * *

Is Holy Communion of any profit to the body?

Yes, very much so. One of the prayers the priest says at Mass before consuming the Sacred Host includes a petition for health of body through Communion: "Let not the partaking of Thy Body, O Lord Jesus, which I, though unworthy, presume to receive, turn to my judgment and condemnation; but by Thy mercy may it be **profitable to the safety** and health of both soul and **body . . .** "

Have you heard these?

The little girl attending church for the first time was amazed to see all the people kneel suddenly. She asked her mother what they were doing. Her mother replied, "Hush, they're going to pray."

"What! With all their clothes on?"

* *

Mr. Smith: "How did you happen to puncture this tire?"

New Cauffeur: "I ran over a milk bottle, sir."

Mr. Smith: "Didn't you see it in time?"

New Cauffeur: No, the kid had it under his coat."

"Now, my boy," the magician said to the youngster he had just called up on the stage, "you have never seen me before?"

"No, Daddy," the boy replied.

* *

This, of course, happened in England:

Heatherington: "Terribly sorry to hear you buried your wife yesterday."

Featherington: "Had to - dead, you know."

* *

As they carefully picked their way up the mountain side the guide warned: "Look out for that crevasse! It's a thousand feet deep. I lost two good customers here last week."

* *

Definition: Courtesy is making your guest feel at home when you wish he were.

* *

By way of reward of faithful political service an ambitious bartender was appointed police magistrate.

"Whats' the charge against this man?" he asked when the first case was called before him.

"Drunk, your honor."

"Guilty or not guilty?"

"Sure, sir," said the accused, "I never drink a drop."

"Have a cigar, then," urged his honor as he absent-mindedly polished the top of the desk with his handkerchief.

* *

Doctor: "Why is your ear bleeding?"

Patient: 'I bit myself."

Doctor: "But that's impossible."

Patient: "Oh no, it isn't. I was standing on a chair."

Jane: "Were you excited when you asked your husband for money?"

Joan: "No, I was calm — and collected."

STUDENT BURSE

Die heutige Ausgabe des Marienboten ist eine Priesternummer. Wir freuen uns, unseren Lesern mitteilen zu können, dass wir während des vergangenen Monats wieder einige gute Freunde fanden, die unserer Priesterkasse für arme Studenten durch schöne Gaben wieder einmal einen grossen Schritt voranhalfen.

Die Studiengruppe der älteren Frauen des katholischen Frauenvereines unserer St. Marienkirche zu Regina überreichten ihrem Priester ein schönes Geschenk von $32.25. Dazu versprachen sie noch, für Priesterberufe regelmässig zu beten.

Wir nahmen ein:

Juni-Marienbote	$3,567.17
Studiengruppe des Frauenvereines von St. Marien, Regina	32.25
Rosalia Hauk, Lemsford, Sask.	2.50
Anna Sieben, Moose Jaw, Sask.	5.00
Herr J. Gleeson, Tramping Lake, Sask.	200.00
	$3,815.92

Allen, im Namen der armen Priesterstudenten, die für dieses Geld einmal Priester werden können, ein herzliches "Gott vergelt's". Besonders dem Herrn Gleeson von Tramping Lake.

Es muss jemand fleissig gebetet haben, dass die Priesterkasse vorangehe. Wir kommen unserem Ziele — $6000.00 — immer näher.



Ware's
LIMITED